

Zeitschrift: Jahrbuch der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden
Herausgeber: Historisch-Antiquarische Gesellschaft von Graubünden
Band: 116 (1986)

Artikel: Zeugnisse populärer Schreibkultur aus Graubünden (ca. 1750-1900)
Autor: Brunold-Bigler, Ursula
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-595906>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zeugnisse populärer Schreibkultur aus Graubünden (ca. 1750–1900)

Ursula Brunold-Bigler

Einleitung

Museen, Archive und Privatsammlungen verwahren unzählige Äusserungen und materielle Zeugen populärer Schreibtätigkeit aus der Mitte des 18. Jahrhunderts bis ca. 1900. Wie und wozu hat das nichtintellektuelle Landvolk schreiben gelernt? Welche Produktionsmittel standen ihm zur Verfügung? Wie haben sich diese entwickelt und wie wurden sie verteilt? Welche Ereignisse im Laufe des menschlichen Lebens oder im Jahreszyklus spornten speziell zum Schreiben an? Jede einzelne dieser durch die Materialfülle hervorgerufenen Fragen verdient eine spezielle Studie, so dass sich die hier geäusserten Gedanken und zusammengestellten Fakten pointillistisch und skizzenartig präsentieren. Als erstes stellt sich das grundsätzliche Problem nach der Anzahl der schreib- und lesefähigen Personen. Die geschätzten Zahlen der Lesestoffforscher geben zu denken: «Nimmt man eine kontinuierliche Entwicklung des Bildungswesens an, . . . so darf man sagen, dass in Mitteleuropa um 1770: 15%, um 1800: 25%, um 1830: 40%, um 1870: 75% und um 1900: 90% der Bevölkerung über sechs Jahre als potentielle Leser in Frage kommen»¹. Die Zahl der Schreibfähigen müssen wir noch tiefer ansetzen und über die Qualität der Lese- und Schreibkenntnisse sagen diese nackten Zahlen noch gar nichts aus². Regionalstudien über die bündnerischen Verhältnisse fehlen bis jetzt, nicht zuletzt wegen der schlechten Quellsituation.

Was Methode und Zielsetzung des frühen Volksschulunterrichts anbelangt, sind wir indessen dank bemühten Forschungen und günstiger Quellenlage gut orientiert. Durch den Impetus der Glaubenskämpfe des 16. und frühen 17. Jahrhunderts entstanden auch in Graubünden die ersten, von der Gemeinde unterhaltenen Volksschulen, in welchen mit Hilfe von religiösen Druckschriften, wie Bibel, Katechismus, Gesang- oder Legendenbuch die jeweils «wahre» Religion eingepaukt wurde. Die ersten Lehrmittel der Kinder waren zugleich die ersten von Geistlichen verfassten Andachtsbücher. Ein eindrückliches Beispiel stellt

¹ R. Schenda, Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910 (1970) 444–445.

² Angaben für das Zürcher Oberland: U. Brunold-Bigler: Jakob Stutz' Autobiographie «Sieben mal sieben Jahre aus meinem Leben» als Quelle «populärer Lesestoffe» im 19. Jahrhundert, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 75 (1979) 28–42.

die vom Laviner Prediger Jon Pitschen Saluz im Jahre 1661 zusammengestellte «Medicina da Scuola» dar. Der erste Teil bringt eine Leseanleitung für Kinder, der zweite eine Einführung in die Lektüre religiöser Schriften, der dritte macht Jugendliche und Erwachsene mit der Schreibkunst vertraut. Bemerkenswert ist, dass nach Saluz nicht nur die Knaben, sondern auch die Mädchen eine elementare Bildung erhalten sollten. Zudem berichtete er, dass in allen Dörfern des Unterengadins Volksschulen bestanden³. 120 Jahre später scheint der Bildungeifer des konfessionellen Zeitalters stark geschwunden zu sein. Die volksaufklärerischen ökonomischen Patrioten des 18. Jahrhunderts erkennen im zeitgenössischen Volksschulwesen eine wichtige Ursache der allgemeinen Armut, die mit der Hebung der Volksbildung zumindest gemildert werden soll. In ihrer Zeitschrift, dem «Sammler», erstellen sie einen ganzen Katalog von schulischen Missständen, aber auch von Verbesserungsvorschlägen. Kritisiert wird 1782 die allzu kurze Dauer der vier- bis sechsmonatigen Winterschule: «Im ganzen Lande sind nur einzelne Flecken und Dörfer, wo das ganze Jahr durch Schule gehalten wird, auf gemeine Unkosten. In diesem Bunde [= Zehngerichtenbund] sind Maienfeld und Malans die einzigen. Im Gotteshausbund mag es Chur allein seyn. Vom obern Bund kann ich nichts sicheres sagen . . .»⁴. Wie intensiv auch im Winter die Kinder in den familiären Betrieb eingespannt wurden, zeigt mit aller Deutlichkeit das 1858 für den aus der begabten Töpferfamilie stammenden Hans Lötscher zu Ostern ausgestellte Schulzeugnis: «Der Schulbesuch leider sehr mangelhaft. Die übrige Zeit äusserst fleissig und lernbegierig, Fortschritte dennoch ordentlich . . . Versäumt die Schule 30½ Tag»⁵. Musste der Knabe in der Werkstatt Töpfe aufdrehen, mit dem Malhörnchen ornamentieren oder gar mit der fertigen Ware hausieren⁶? Wir wissen es nicht. Die Forderung der Volksaufklärer nach einem kontinuierlichen und regelmässigen Schulbesuch musste angesichts der schlechten ökonomischen Verhältnisse noch lange Zeit Wunschtraum bleiben.

Weiteren Anlass zur Kritik gibt den Ökonomen die schlechte Ausbildung der Schullehrer, die sich in mangelhaften Schreib-, Lese- und Rechenkenntnissen äussert. Bis anhin hatten das Lesen der gedruckten Schrift, das anschliessende Memorieren, das Singen geistlicher Lieder, etwas Kopfrechnen und das Nachmalen der vom Lehrer gefertigten kalligraphischen Schriftvorlagen die Säulen

³ C. Bonorand, Die Entwicklung des reformierten Bildungswesens in Graubünden zur Zeit der Reformation und Gegenreformation (1949) 139. Vollständig abgedruckt in: C. Decurtins, Rätoromanische Chrestomathie, Bd. 6, 1911 (Reprint 1983) 466–480.

⁴ Der Sammler 1782. Eine gemeinnützige Wochenschrift für Bündten, 372.

⁵ Rätisches Museum, Inv. H 1973, 998.

⁶ Zum Stammbaum und zur Produktion der Familie Lötscher: Ch. Simonett, Peter Lötscher, der Gründer der Töpferei in St. Antönien, in: Bündner Monatsblatt 1974, 82–103 und R. Schnyder, Bündner Keramik-, Glas- und Lavezsteingewerbe, in: Das Rätische Museum, ein Spiegel von Bündens Kultur und Geschichte (1979) 328–346.

des Schulunterrichts gebildet⁷. Das schöne Äussere der nach traditioneller Schreibmeistermanier⁸ geschriebenen Blätter genügt den Aufklärern nicht mehr, sie beginnen Orthographie, Interpunktions und mundartliche Färbung der Texte zu bemängeln, die kühnen Elephantenrüsselschwünge empfinden sie als überflüssigen und nutzlosen Zierrat: «Die grössten [Schüler] haben auf ihrer Vorschrift ein Sprüchlein:

z. E. O Herr leite meine Hand

Dass ich lehre mit Verstand. Datum den -17-.

Es würde als Fehler angesehen werden, wenn der Schüler lerne statt lehre schrieb. Die erste Zeile prangt mit Kanzleischrift, oder gar mit illuminierter Fraktur und seltsamen Geziere. In den Abschriften werden hin und wieder Fehler bemerkt. Die läufige Schrift, und dennoch schulmässig genau, ist nicht eben die Hauptsache eines Schulmeisters: Aber die Punktation sollte doch jeder verstehen und lehren . . .»⁹. Die Vorweisung eines möglichst verschnörkelten Schrift-Bildes sei, so berichtet der aufklärerische Pfarrer Brunett in Splügen mit abschätziger Kopfschütteln, ein wichtiges Kriterium für die Wahl des Schullehrers. Der Schulmeister habe gewiss 14 Tage gearbeitet, um die Schrift mechanischerweise aufs Papier zu malen, damit sie unverständigen Leuten als schön in die Augen falle¹⁰ (Abb. 1.2).

Aus diesen Zitaten geht hervor, dass die Geschäfts- oder Kurrentschrift der Buchschrift den Rang abgelaufen hat. Die mehr gemalte als geschriebene Buchschrift legt keinen Wert auf schnelles zügiges Schreiben, um so grösseres Gewicht aber auf Schönheit, Regelmässigkeit, Lesbarkeit und «kanonische» Form der Buchstaben. Der Buchschrift entspricht seit Beginn der Neuzeit die Druckschrift. Mit der Buchschrift können Geschäftsschriften ausgezeichnet und verziert werden. Die Geschäfts- oder Kurrentschrift dient den alltäglichen Bedürfnissen im Geschäftsleben sowie in der Verwaltung und entspricht dem Wunsch, bequem und rasch zu schreiben¹¹. Nach den Vorstellungen der Volksaufklärer sollte die vermehrte Pflege der alltagsbezogenen Geschäftsschrift im Schulunterricht das Schreiben «wohlfeiler und gemeinnütziger»¹² machen – ein Gedanke, der seine volle Berechtigung hat.

⁷ F. Pieth, Geschichte des alten Volksschulwesens im alten Graubünden (1908).

⁸ Zu den Schreibmeistern siehe: W. Doede, Bibliographie deutscher Schreibmeisterbücher von Neudörffer bis 1800 (1958). Zur Rezeption der Schreibmeister durch ländliche Schulmeister: L. Zihler, Die von den volkstümlichen Schreibkünstlern Safiens im 17. Jahrhundert verwendeten Kupferstichvorlagen, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 52 (1956) 227–233.

⁹ Der Sammler 1782, 380.

¹⁰ Der Sammler 1783, 58.

¹¹ A. von Brandt, Werkzeug des Historikers (1969⁴) 85.

¹² Aus dem Vorbericht zu: K. Guggenbühler, Anleitung zum Schönschreiben nach Regeln und Mustern der Normalschule in dem Kloster S. Urban, Luzern 1784, zit. von O. Bätschmann, in: Schreibkunst und Volkskunst in der deutschsprachigen Schweiz 1548 bis 1980 (1981) 16 Anm. 14.

Abgesehen davon, dass die bunten Vorschriften um 1940 enthusiastisch als «Volkskunst»¹³ wiederentdeckt wurden, dürfen wir uns nicht gänzlich von der Kritik der ökonomischen Patrioten voreinnehmen lassen. Was nämlich die schlechtbesoldeten Laienschulmeister als autodidaktische Lehrmittelproduzenten leisteten, verdient unsere Beachtung. Sie stellten nicht nur die Vorschriften, sondern auch die ABC-Fibeln¹⁴, die sogenannten «Namenbüchlein» zusammen, welche auch unter Beschuss gerieten: «Die erste Bemühung, eine etwelche Verbesserung der Schule zu veranstalten, gieng dahin, ein geschriebenes Namenbüchlein abzuschaffen. Der Schulmeister musste selbiges beim Anfang der Schule den Kindern schreiben. Es geschah nach dem gewöhnlichen Schlage, von zwölfen kaum ein paar Worte recht»¹⁵. Die später angeschafften, in Zürich und Trogen¹⁶ gedruckten Namenbüchlein enthielten zum Leidwesen der Aufklärer immer noch Orthographiefehler und mundartliche Färbungen¹⁷. Die Landschulmeister brachten Liedertexte mit und ohne Noten und Rechnungsanleitungen zu Papier. Die scherzhafte surselvische Redewendung «in chil sco il cudisch digl ABC»¹⁸ (ein Hintern wie das ABC-Buch) weist auf selbstgefertigte, riesige ABC-Tafeln hin. Noch 1831 empfahl der «Bündnerische Schulverein» den Volksschullehrern zuerst die geschriebenen Vorschriften zu gummieren und anschliessend mit Copalfirnis zu lackieren¹⁹. Erst 1851 zeigte der Erziehungsrat im «Amtsblatt des Kantons Graubünden» einzelne Depots an, wo 30 «Lithographierte Vorschriften, auf Karton geklebt und lakirt» für einen Gulden bezogen werden konnten.

Da volkssprachliche Lehrmittel fehlten, mussten surselvische Lehrer im 18. Jahrhundert den Schulstoff selber übersetzen. Davon zeugen unzählige Handschriften mit alten Volksbuchthemen, wie Barlaam und Josaphat, der hl. Genoveva und der schönen Magelone²⁰. Und wer will es heute den Schulmeistern verargen, dass sie in der chronischen ökonomischen Notsituation die

¹³ Th. Gantner, Kalligraphie – von der Schreibkunst zur Schulschrift, in: Schreibkunst (oben Anm. 12) 60.

¹⁴ Zur Geschichte der Fibeln siehe «ABC-Buch», in: Lexikon für Kinder- und Jugendliteratur (1975²ff.) Bd. 1, 1–7.

¹⁵ Der Sammler 1783, 61.

¹⁶ Zu den Produzenten des weitverbreiteten Appenzellischen Namenbüchleins siehe: U. Brunold-Bigler, «Den ersten hinkenden Bott neue Zeit herausgegeben» oder die Tagebuchnotizen einer Appenzeller Kalendermacherfamilie (1771–1819), in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 79 (1983) 63–84.

¹⁷ Der Sammler 1783, 61.

¹⁸ C. Decurtins, Rätoromanische Chrestomathie, Bd. 2, 1901/1902 (Reprint 1982) 670 Nr. 30.

¹⁹ Anleitung zu zwekmässiger Einrichtung des Schreib-Unterrichts in Volksschulen (1831) 15–16.

²⁰ J. A. von Sprecher, Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jahrhundert. Bearbeitet und neu herausgegeben mit Einführung, wissenschaftlichem Anhang, Textergänzungen und Literaturnachtrag von R. Jenny (1976²) 380. Die genannten Texte sind abgedruckt in: C. Decurtins, Rätoromanische Chrestomathie, Bd. 1, 262 ff. (surselvisch) und Bd. 7, 14 ff. (engadinische Herkunft).

Titelblätter von Büchern herausrissen und den Kindern als Schreibvorlagen gaben?

Die Impulse des oben skizzierten erneuerten Schreibunterrichts gingen von der 1779 an der Bürgerschule in Chur vorgenommenen Schulreform aus.

Deutsche Grammatik, das Analysieren von Wörtern, Deklination, Konjugation und Orthographie bildeten nun die Grundlage des Deutschunterrichts. Die Schüler schrieben vorerst nach Diktat in möglichst reiner Kurrentschrift Briefe, Scheine und Kontrakte, später mussten sie diese selbständig abfassen können. Knaben und Mädchen erhielten Unterricht im Rechnungswesen und der Haushaltung²². «Zeitersparende Ordnung», Numerierung der Schüler nach «Rang» und Reinlichkeit hiessen die Schlüsselbegriffe der neuen Schule²³. Nach der Vorschrift des Lehrers sollte zwar immer noch mit schön gebildeten Buchstaben geschrieben werden, aber nicht mehr nur Gesangbuchverse, sondern auch «nützliche Sitten-, Klugheits-, Lebens- oder Gesundheitsregeln»²⁴. Nach Rektor Thiele liessen die «Früchte dieser bessern Einrichtung» nicht lange auf sich warten: «Richtiges verständiges Lesen, regelmässige schöne und gleichförmige Handschriften, diktirte Aufsätze ohne oder mit sehr wenigen orthographischen Fehlern, Fertigkeit in allerlei Rechnungsaufgaben, ganze Bücher mit rein und deutlich eingetragenen Rechnungen, Buchhaltungsbücher in der schönsten Ordnung, diktirte und selbstaufgesezte Briefe aller Art . . . Wie mancher Jüngling erwarb sich in diesen Jahren hier die Kenntnisse, die ihm nachher eine vorteilhafte Anstellung in Schreibstuben etc. verschafften! Wie manche Töchter, die hier gelernt hatten, einen guten Brief zu schreiben, Haushaltungs-Rechnungen und Haus-Buchhaltung zu führen, zeichnen sich noch als gute und verständige Hausmütter aus»²⁵ (Abb. 3)!

Bis sich die Forderungen der ökonomischen Patrioten auch auf dem Lande voll durchgesetzt hatten, sollten noch einige Jahrzehnte vergehen²⁶.

Im folgenden beschäftigen wir uns mit verschiedenen Gattungen volkstümlicher Schreibproduktion. Gemäss der Unterscheidung von Geschäfts- und Bookschrift erfolgt hier eine behelfsmässige Einteilung schriftlicher Äusserungen in Alltags- und Geschäftsaufzeichnungen und geschriebenen Brauchrequisiten.

²¹ Sprecher (oben Anm. 20) 379.

²² Der neue Sammler 1807, 105.

²³ Der neue Sammler 1807, 107.

²⁴ C. U. von Salis, Anleitung zur Verbesserung der Landschulen im Kanton Graubünden (1813) 71.

²⁵ Der neue Sammler 1807, 108.

²⁶ J. U. Maier, Geschichte des bündnerischen Volksschulwesens in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts (1919).

Alltags- und Geschäftsaufzeichnungen

Rechenbücher und Buchhaltung

Die gedruckten deutschsprachigen Rechenbücher des 16. Jahrhunderts befriedigten die neu aufgekommenen Bedürfnisse des Handels und des Gewerbes nach praxisbezogener, alltäglicher Arithmetik. Dabei sind Adam Rieses Rechenbücher im Laufe der Jahrhunderte zu eigentlichen Volksbüchern geworden, die nicht nur viele Auflagen²⁷, sondern sicher auch zahllose Abschriften erlebt haben. Sein Name ist lebendig geblieben, noch heute bekräftigt man die Richtigkeit einer Rechnung mit der Redensart «macht nach Adam Riese . . .»²⁸.

Alle Rechnungen und Kalkulationen, die ein Kaufmann des 16. Jahrhunderts in Gebrauch hatte, wie zum Beispiel Gewinn- und Verlustrechnungen, die Regula Detry, auch Regula Mercatorum (Regel der Kaufleute) genannt, «die- weil solche von Käuffern und Verkäuffern täglich gebraucht wird» und Wechselrechnungen, mit denen man italienische Kronen in Rensch umrechnen kann, enthält das für den Kaufmanns- und Patrizierssohn Johann Baptista Vertemate²⁹ zu Plurs (heute: Piuro/Valtellina) 1593 geschriebene Rechenbuch³⁰.

Der Schreib- und Rechenmeister, welcher das Buch auf deutsch abfasste, mag vielleicht ein aus Zürich stammender Pädagoge gewesen sein, der den Kaufmannssohn in der für Handel und Verkehr notwendigen deutschen Sprache unterrichtete. Die Aristokraten und Begüterten des Veltlins hatten sich mehrheitlich der Reformation angeschlossen und pflegten bis zum Veltliner-mord von 1620 intensive geistige und religiöse Kontakte zu gebildeten Zür- chern³¹.

Der unbekannte Schreiber schliesst nach 380 Seiten sein Rechenbuch mit folgenden Worten: «Sey also hiemit beschlossen und wiewol nit allein noch mancherlei Exempel sonndern auch noch etliche Regeln zu setzen weren, dann die Arithmeticā ist unaussgründlich. So ist doch hie nit mehr Platz noch Raum seind gleichwol die gebreuchlichsten und nothwendigsten auch lustigsten oben und hierinnen gesezt und gehandelt, daraus ein vleissiger Schüler woll etwas lernen und begreiffen mag, insonderheit was tägliche Handtierung belangt. Damit dem[= n] Gehörer des Buchs in Gott des Almechtigen gnedigen Schutz befehlende.»

²⁷ H. Grosse, Historische Rechenbücher des 16. und 17. Jahrhunderts (1901, Reprint 1965) 25.

²⁸ L. Röhrl, Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten (1973) Bd. 2, 772.

²⁹ Johann Baptista Vertemate heiratete 1604 Battina Carbarina. Sein Geburtsdatum ist unbekannt. Stammbaum in: A. Colombo, La nobile famiglia de Vertemate Franchi di Piuro (1969) 109.

³⁰ Rätisches Museum, Inv. H 1981, 190.

³¹ Bonorand (oben Anm. 3) 71 ff.

Wie die meisten für den Haus- oder Schulgebrauch gefertigten handschriftlichen Rechenbücher mag auch dieses prachtvoll illuminierte Exemplar nicht auf eine einzige gedruckte Vorlage zurückgehen, sondern «auss den besten Authoribus»³² zusammengetragen worden sein.

Wie sah es mit der Beherrschung der «Arithmetica» auf dem Lande aus? Ist es Zufall, dass das älteste in Graubünden bekannte ländliche Rechenbuch erst 1657 datiert? Es stammt aus Duin (Lugnez) und gehörte den Brüdern Johannes und Christoph Capäder (heute: Capeder)³³. Inhaltlich unterscheidet es sich kaum von demjenigen des Patriziersohnes. Besitzereintragungen geben uns Auskunft, unter welchen Bedingungen diese Bücher geschrieben worden sind: «Dur mich gerechnet Petter Brunoldt von Peist der Zeit in Dinst [= im Schuldienst] bey der evangillischen und katholischen Gmeind Seyess aus Mangel der Leuth den 4ten Hornung 1766»³⁴.

Seltsam berührt eine Notiz in einem Bergeller Rechenbuch von ca. 1700: «Wer dass Buch lesset, der wird underschitliche Fehler auftreiben, weilen es geschrieben worden von einem Schreiber der zu selbiger Zeit nicht hat lessen können, wesswegen must du dich nicht ferwunderen, sonderen denckhen, dass muss ein fleissiger Mensch gewessen sein und darmit viel Mühe angewend haben wird»³⁵. Nur nebenbei sei bemerkt, dass auch die jüngere Hand, von der diese Bemerkung stammt, sehr ungelenk schreibt. Unermüdlicher Fleiss und unablässige Mühe waren die Eigenschaften, mit denen die autodidaktischen ländlichen Rechner es auf einen grünen Zweig brachten. Bewundernd berichtet 1742 der Geistliche Nicolin Sererhard über die im Wirtschaftsleben gewieften, wendigen Engadiner Bauern: «Übrigens ist die ganze Nation im undern und obern Engadin ein frisch Volk, auch geschwind in Ränken, dass Aussländer, die mit ihnen handlen wollen, sich vorzusehen haben, dz [= dass] sie nicht verkürzet werden. Sie legen sich auch beynachem samtlich in ihren Schulen auf die Rechenkunst und lieben auch die studia, daher man manchen Bauren unter ihnen findet, der ein subtiler Arithmeticus ist»³⁶. Vierzig Jahre später halten die Volksaufklärer fest, dass der Rechenunterricht im Engadin am fleissigsten betrieben werde³⁷. Um so heftiger aber kritisierten die Ökonomen die handschriftlichen Anleitungen der Schulmeister: «Von besondern Schulen hab ich [Pfarrer Bansi] Schulrechenbücher gesehen, die mit künstlich rätselhaften Rech-

³² Titelblatt des Rechenbuchs von Andreas Loretz, «Bürger und Diener am Wort Gottes zu Chur» (1659), Staatsarchiv Graubünden B 118.

³³ Staatsarchiv Graubünden B 403.

³⁴ Staatsarchiv Graubünden B 951.

³⁵ Staatsarchiv Graubünden B 119.

³⁶ N. Sererhard, Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeiner dreyen Bünden, neu bearbeitet von O. Vasella (1944) 100.

³⁷ Der Sammler 1782, 381.

nungen und Aufgaben angefüllt waren, in besonderm Schulmeisterston. Aber keine Anleitung, die Aufgabe in eigenen Fällen anzuwenden . . . Wenn alles nur praktischer gelehrt und nicht immer nur das wunderbare gesucht würde! dann könnte unsertwegen der Schulmeister auch mit Berechnung der Hasensprünge die Begierde zum Rechnen aufwecken»³⁸.

Das erwähnte Rechenexempel muss tatsächlich in vielen volkstümlichen Arithmetikbüchern Aufnahme gefunden haben, so auch 1823 im Exemplar des damals zwölfjährigen Peter Heinrich von Calfreisen³⁹ (Abb. 4): «Item ein Hund jagt einen Hasen, der Hasen hat 200 Sprung zuvor und wie oft er thut 7 Sprung, so thut der Hund 6 Sprüng und zwey Hunden Sprüng gelangen so weit als 5 Hasensprung, ist die Frag wie vill der Hund noch Sprüng thun muss, bis er den Hasen ereilt: 75 Sprüng.»

Neben den Beispielen aus der bäuerlichen Ökonomie, wie Berechnung des Heustocks, Feldmessung und der Berechnung der Milchausfallzeit einer Kalberkuh für die Alprechnung enthalten diese Handschriften Versvorlagen und Formulare für alle wichtigen Stationen des menschlichen Lebens und des Jahres: Patenbriefe⁴⁰, Gratulationen zur Geburt eines Kindes⁴¹, Sprüche für Liebesgaben⁴², Haussprüche⁴³, Totenerinnerungszettel⁴⁴, Kondolenzformeln⁴⁵ und Neujahrswünsche⁴⁶, aber auch Rezepte zur Tinten- und Lackherstellung⁴⁷ sowie magische Praktiken⁴⁸.

Die volksaufklärerischen Patrioten sahen bei den ländlichen Rechenbüchern nur die gewisse Unbeholfenheit und negierten die Bemühungen der Hersteller, die mit diesen Hausbüchern ihre ökonomische Situation eigenhändig zu verbessern suchten. Dem heutigen Betrachter fällt bei dieser handgeschriebenen Buchgattung auch der Wille zur künstlerischen Gestaltung mit Pinsel und Feder angenehm ins Auge.

Wenden wir uns nun kurz den Kerbhölzern, einer Besonderheit des ländlichen Buchhaltungswesens, zu.

Die volkstümliche Redensart «etwas auf dem Kerbholz haben» bedeutet, Schulden haben, ein Vergehen begangen haben⁴⁹. Sie erinnert an eine altertüm-

³⁸ Der Sammler 1782, 381.

³⁹ Rätisches Museum, Inv. H 1968, 346. So auch im Rechenbuch des Marti Schwartz von 1810, Rätisches Museum, Inv. H 1972, 2419.

⁴⁰ Rechenbuch des Peter Brunold (1766), Staatsarchiv Graubünden B 951, Rechenbuch des Peter Heinrich (1823), Rätisches Museum, Inv. H 1968, 346.

⁴¹ Rechenbuch des Peter Heinrich, Rätisches Museum, Inv. H 1968, 346.

⁴² Rechenbuch des Peter Heinrich.

⁴³ Rechenbuch des Peter Heinrich.

⁴⁴ Rechenbuch des Peter Heinrich.

⁴⁵ Rechenbuch des Peter Heinrich.

⁴⁶ Rechenbuch des Peter Heinrich.

⁴⁷ Rechenbuch aus dem Haus Steivan Juolf in Ardez (1743 ff.), Rätisches Museum, Inv. VI, 80.

⁴⁸ Rechenbuch des Peter Heinrich.

⁴⁹ Röhrl (oben Anm. 28) Bd. I, 504.

liche, einst allgemein gepflegte Buchführung auf Holzstücken, denen mit dem Messer Schulden oder Dienstleistungsverpflichtungen eingekerbt wurden. Kerbhölzer oder Tesseln⁵⁰ waren auf Bündner Alpen noch in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts für die Milchrechnung in Gebrauch⁵¹, obwohl schon 1848 gebundene Sennereibücher im Handel erhältlich waren⁵². Das heute unverständliche Schimpfwort «Purenfifi» (= Bauernfünf), welches Töpel, Dummkopf⁵³ bedeutet, leitet sich von der bäuerlichen Notierweise auf den Kerbhölzern her. Das Landvolk hielt in seinem Rechnungswesen mit Zähigkeit an den römischen Ziffern fest, worauf es wieder einmal mehr in den Ruf der Rückständigkeit geriet. Dabei war Papier auf dem Lande Mangelware und zum Kerben brauchte es eben geradlinige Zahlen.

Kerbhölzer wurden auch als Mittel zur Frömmigkeitserziehung der Kinder eingesetzt. In der Surselva ritzten die Kleinen für jedes zu Ehren von Sontgaclau (= St. Nikolaus) gesprochene Vaterunser einen Strich in einen Holzstab, welchen sie als Beweis ihres religiösen Eifers dem bange erwarteten Heiligen am Abend des 5. Dezembers vorwiesen⁵⁴.

Kurze chronikalische Notizen

Ausser den mit Fraktur- oder Antiquamajuskeln sorgfältig beschnitzten chronikartigen Hirtenbritschen finden sich auch an Ställen und Alphüttentüren chronikalische Aufzeichnungen in Kurrentschrift über das Einstellungsdatum des Viehs⁵⁵ oder das den Arbeitsablauf stark bestimmende Wetter⁵⁶. Das Jahr 1794 scheint eine selten ertragreiche Ernte gebracht zu haben, denn in dankbarer Freude notierte ein Hausvater in Grüschi an der Innenseite des mächtigen Vorratstroges: «1794 haben wir diesen Trog vol Kriesi bekommen»⁵⁷.

Manch ein Hirte liess mit einem Spruch an der Sennhütte seinen Zorn über ungerechte Behandlung und schmale Kost los. «Käis Brood || Käis Schmalz ||

⁵⁰ A. Maissen, Astella, in: *Dicziunari Rumantsch Grischun* (1939 ff.) Bd. 1, 491–493 (mit weiterführender Literatur).

⁵¹ R. Weiss, *Das Alpwesen Graubündens* (1941) 159. Im Unterengadin ergänzten schon früh Aufzeichnungen auf Papier das Abrechnen mit Kerbhölzern. Dies wurde ausdrücklich in den 1726 abgefassten Schulser Statuten verlangt. J. Mathieu, *Eine Region am Rand: Das Unterengadin 1650–1800. Studien zur Ökonomie* (Liz. Bern 1980, Typoskript) 215.

⁵² Inserat der Offizin von Friedrich Wassali in Chur vom 14. Januar 1848 im Amtsblatt des Kantons Graubünden. Dieses Druck-Erzeugnis wurde und wird überregional im ganzen Kanton verteilt und steht jedermann kostenlos zur Verfügung. Die darin enthaltenen Annoncen erreichen deshalb alle Schichten der Bevölkerung.

⁵³ M. Tschumpert, Versuch eines bündnerischen Idiotikons (1880) 457.

⁵⁴ C. Decurtins, *Rätoromanische Chrestomathie*, Bd. 2, 216.

⁵⁵ R. Rüegg, *Haussprüche und Volkskultur. Die thematischen Inschriften der Prättigauer Häuser und Geräte, Kirchen und Glocken, Bilder und Denkmäler* (1970) 317.

⁵⁶ Rüegg (oben Anm. 55) 316.

⁵⁷ Rüegg (oben Anm. 55) Inschrift Nr. 39, 2.

Käi Chaas- || An aarmi Hütta daas», grollte um 1910 der Rinderhirt der Gemeinde Schiers⁵⁸. Es erübrigts sich fast zu bemerken, dass solche Inschriften den Nachfolger im Hirtenamt warnten, und die Behörden deshalb gezwungen wurden, eine Verbesserung der Verhältnisse ins Auge zu fassen.

Handschriftliche Texte mit magischen Anwendungen

Es sei hier gleich vorweggenommen: Wenn arme Leute magische Texte oder gar ganze gedruckte Zauberbüchlein abschrieben, so taten sie es nicht, um einem unverbindlichen Hokuspokus zu frönen. Im Gegenteil hofften sie, dank dem Besitz magischer Praktiken und Sprüche, ihre Gesundheit und die des Viehs wieder zu gewinnen. Gehäuftes Auftreten von Zauberhandlungen zu Heilzwecken ist ein Indikator für krasse medizinische Unterversorgung, wie das Buch «Christus kam nur bis Eboli»⁵⁹ des mailändischen Arztes und Publizisten Carlo Levi uns drastisch vor Augen geführt hat. Schatzgräbereien, zum Beispiel mit Hilfe des kirchlich verbotenen Christophorusgebetes⁶⁰, weisen ebenfalls auf chronischen Geldmangel in breiten Schichten der Bevölkerung hin. Magie wurde jedoch auch angewendet, um sich vor dem Teufel und bösen Geistern zu schützen. Eine besondere Kraft kam nach der Überlieferung in katholischen Gegenden dem Anfang des Johannesevangeliums zu, entweder nur dem ersten Vers oder den Versen 1–14. Die Anfänge der vier Evangelien galten schon in frühchristlicher Zeit als Abwehrmittel gegen Dämonen; die Vorzugsstellung des Prologs des Johannesevangeliums erklärt sich wahrscheinlich aus seiner einzigartigen christologischen Aussage. Möglicherweise erleichterte dazu die sprachlich-stilistische Form eine magische Anwendung. Seit dem 12. Jahrhundert tauchte der Prolog im kirchlichen Wettersegen auf, auch hier wehrte er dämonische Mächte ab⁶¹. Im Volksglauben half er zudem gegen Unheil im Stall und allerlei Gebresten des Körpers, hinter denen man das Werk böser Geister und Hexen vermutete⁶². Jacob Vincenz von Andesch (heute: Andiast) liess sich 1807 den Prolog des Johannesevangeliums als kreisförmiges Labyrinth schreiben. Bei der ungeheuren magischen Potenz, die diesem Bibeltext nachgesagt wurde,

⁵⁸ Rüegg (oben Anm. 55) Inschrift Nr. 832 a.

⁵⁹ C. Levi, *Cristo si è fermato a Eboli* (Titel der italienischen Originalausgabe von 1945, seither zahlreiche deutsche Übersetzungen).

⁶⁰ A. Wuttke, *Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart* (1869², Erstauflage 1860) § 641. Handschrift um 1850 im Staatsarchiv Graubünden unter der Signatur B 929.

⁶¹ R. Grube-Verhoeven, *Die Verwendung von Büchern christlich-religiösen Inhalts zu magischen Zwecken*, in: *Zauberei und Frömmigkeit. Volksleben, Untersuchungen des Ludwig Uhland-Instituts der Universität Tübingen* Bd. 13 (1966) 15–17.

⁶² Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (1927 ff.) Bd. 4, 731–732.

dürfen wir das vorliegende geschriebene Gebilde als apotropäischen Zauber-knoten interpretieren⁶³ (Abb. 5).

Trotz energischer Hirtenbriefe mehrerer Bischöfe und Warnungen der evangelischen Geistlichkeit konnte während des Ersten Weltkrieges die Flut der Kettenbriefe nicht eingedämmt werden⁶⁴. Die «Schneeballgebete» gelangten in die abgelegensten Dörfer. Wer wollte nicht in düsterer Kriegszeit die versprochene grosse Freude erleben und von allem Kummer und den Sorgen frei sein, wie es der Kettenbrief so einfach und erst noch billig versprach? In einer Truhe aus St. Antönien befand sich folgender, mit violetter Kopiertinte und Briefpresse vervielfältigter Text:

«O köstlicher Herr Jesus Christ erbarme der ganzen Menschheit. Bewahre uns dein köstliches Blut, es lehre uns dich iñig lieben, Amen.

Dieses Gebet erhielt ich mit der Bitte es weiter zu senden. Wir bitten daher den Inhalt dieses Briefes abzuschreiben und denselben 9 Tage lang an Bekannte zu senden. Sie werden sehen, was für eine Freude Sie am 9. Tage erleben werden. Wünschen Sie etwas, Sie werden es gewiss erhalten. Das Gebet darf keinen Namen tragen, auch von denjenigen, die es abschreiben werden. Bitte nicht unterlassen, das alle Tage thun, bis 9 Tage vorbei sind. Als Spruch: Es hat dir ein Engel Wacht für und für in den Lebensstürmen und zu deinem Glück das Steuer lenken für und für über dir, sei unverzagt fürchte dich nicht, der Herr, der Herr dein Gott wird selbst mit dir wandeln u. die Hand nicht von dir thun, noch dich verlassen. Vertrau auf Gott, Herrn Jesu Christ. O flehe um Segen für alle Menschen, dass es uns wohl geht in Ewigkeit. Diesen Brief erhielt ich zur Abschrift, er darf nicht zerrissen werden. Jeder Empfänger so dieses 9 Tage lang abschreiben alle Tage einmal einem Bekannten zusenden aber ohne Unterschrift. Es ist ein altes Gebet von dem einem in Jesus ansagt das dreieinige. Wer es gebräuchlich thut am 9. Tage eine grosse Freude erleben wird. Und von allem Kummer u. Sorgen frei sein wird. Amen»⁶⁵.

Durch das von der Geistlichkeit verpönte mechanische Abbeten und dauern-de Abschreiben erscheint der Text in grossen Teilen mit «zerbetetem», unver-ständlichem Inhalt.

⁶³ Nicht hinter jedem knotenartigen Gebilde auf Gegenständen darf gleich Magie vermutet werden, es kann reine Schmuckfunktion besitzen. Ausschlaggebend ist der kulturhistorische Kontext, in welchem das Objekt steht.

⁶⁴ A. Jacoby, Zum Kettengebet, in: Schweizer Volkskunde 2 (1912) 86–87.

⁶⁵ Rätisches Museum, Inv. H 1973, 1003. Ein ähnliches Gebet ist abgedruckt bei: H. Bächtold, Volkskundliche Mitteilungen aus dem schweizerischen Soldatenleben, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 19 (1915) 223.

Briefsteller

Als Einstieg ins Thema lese man folgendes Gratulationsschreiben eines angehenden Paten zur Geburt seines Patenkindes an dessen Vater:

«Geehrter lieber angehender Gevater

Ich bedanck mich der grosen Ehr so ihr mir beweisen hat und dancke auch dem lieben Gott dass er nach glücklicher Entbindung euere liebe Hausfrau mit einem jungen Sohn oder Tochter erfreuet hat; wünsche von Hertzen das dass liebe Kind zur Ehre Gottes, zur Freude der Eltern und gantzen Ehren Verwantschaft aufwachsen möge; vilgelibter Gevater ihr hetend zwahr tüchtigere Persohnen als mich erwellen können, weil es euch aber also hat gefalen wollen, so wil ich mich gelibts Gott auf gesetzte Zeit zu solchen heiligen Werck einstelen und neben dess Kinds Wolfart Gott bitten, dass er auch die Eltern in guter Gesundheit erhalte, damit sie dass Kind mögen aufferziehen zu der Ehre Gottes und zu ihrer selbst eigenen Freud und Trost.»

Der Brief stammt aus dem 1766 datierten Rechenbuch des Schulmeisters Peter Brunold von Peist⁶⁶. Der Schreiber hat ihn sicher von einer gedruckten Vorlage kopiert, und wir dürfen annehmen, dass mancher Dorfbewohner den Besitzer dieses und anderer Formulare um Rat gefragt hat, wie man sich «richtig» für die Patenschaft bedankt, zum neuen Jahr gratuliert oder ein Totengedenkblatt aufsetzt. Der umständliche, geschwätzige Ton der im 18. Jahrhundert vermehrt auf dem Buchmarkt erscheinenden Briefsteller⁶⁷ kam auch bei der ländlichen Bevölkerung an und widerlegt die Vorstellung von den spontanen unkomplizierten, ja ungehobelten Bauern. Im Gegenteil, um sich eine bessere Schreibbildung im Hinblick auf günstige gesellschaftliche Beziehungen zu erwerben, nahm man die Mühe des Abschreibens gedruckter oder handschriftlicher Texte auf sich. Briefsteller wurden auch Schulbüchern beigedruckt; so lernten die Kinder schon früh, dass es ein «Oben» und ein «Unten» gab und dass der Umgang mit den höheren Ständen besondere Kenntnisse erforderte. Johann Rudolf Steinmüller (1773–1835), Pfarrer zu Gais⁶⁸, belehrte in seinem auch im Kanton Graubünden verwendeten Schullesebuch die Landkinder über den Gebrauch der je nach Fall statthaften Brieftitulatur: «Unter vertrauten Freunden und in ganz niedern Ständen fallen alle Titulaturen weg; Liebster Freund! oder, Theuerster Freund! oder, Mein Lieber! ist genug. Wohlgeborener giebt man denen, die in höhern weltlichen Bedienungen stehen; auch Gelehrten, Kaufleuten und Künstlern. Geistlichen hingegen; Hochehrwürden oder Hochwohlehrwürden. Zu obigen Titeln kann man auch Hochgeehrter,

⁶⁶ Staatsarchiv Graubünden B 951.

⁶⁷ Zusammenstellung von Titeln in: Brockhaus' Konversations-Lexikon (1908¹⁴) Bd. 3, 490.

⁶⁸ Zu Steinmüller: Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz (1921 ff.) Bd. 6, 540.

Hochgeehrtester, Hochzuehrender oder Hochzuverehrender Herr, setzen. Wie z. E. Hochwohlehrwürdiger, Hochzuverehrender Herr Pfarrer! oder Wohlgebohrner Herr! u. dgl. – Am Schluss des Briefes, wenn man an gleiche oder geringere schreibt, kann man setzen: ergebner oder ergebenster; und an Vornehmere: gehorsamer oder gehorsamster Diener»⁶⁹.

Wie stark das volkstümliche Bedürfnis nach Briefvorlagen war, beweist die Tatsache, dass die zweite Auflage von 1842 des «Handbuchs der schriftlichen Geschäftsführung für das bürgerliche Leben, mit besonderer Beziehung auf die Verhältnisse des Kantons Graubünden»⁷⁰ mit folgenden Typen von Privatbriefen ergänzt wurde: Glückwunsch zum neuen Jahre an Eltern, dessgleichen an jemanden, dem man besondere Achtung schuldig ist, Verlobungsanzeige an einen entfernten Verwandten, Todesanzeige in allgemeinen Ausdrücken, Anzeige vom Tode eines Dienstboten an den Pfarrer von dessen Geburtsort, Beileidsversicherung wegen des Todes eines Verwandten, Trostschreiben über ein widerfahernes Unglück, Dankschreiben, dessgleichen für eine Beileidsversicherung, dessgleichen für ein Trostschreiben, bei Übersendung eines Geschenkes für geleistete Dienste, Gevatterbrief an einen Vornehmen. Aufgrund der vielen vorhandenen handschriftlichen Briefformulare ist anzunehmen, dass der «in brieflicher Mittheilung und Niederlegung der Gedanken minder Unterrichtete und Geübte»⁷¹ auch von Tscharners Briefsteller Auszüge für den Eigengebrauch herstellte. Als weitere Schreibhilfen wurden ganze Sprachlehren und Orthographiebüchlein abgeschrieben.

Liederblätter und -büchlein

Der aufklärerische Pfarrer Heinrich Bansi urteilte 1812 despektierlich über das volkstümliche Liedgut des Oberengadins und teilte es zugleich in verschiedene Gruppen ein: «Die Leichtigkeit in der Sprache des Thals zu reimen, hat den Engadinern eine Menge teils eigener, teils übersetzter Lieder verschafft, die aber nicht die mindeste Spuhr von poetischem Werth an sich tragen und mehr als alles den Mangel an Phantasie dieses Volkes beurkunden.» Bansi unterschied: 1. Buss- und Erbauungslieder, 2. Leichengesänge und 3. weltliche Lieder; von diesen meinte er: «Wenn sie noch etwas erträgliches enthalten, so ist es irgend ein Zug des Spottes.» Die Liebeslieder seien «verliebte Lieder ohne Gefühl und Naivität»⁷². Dies ist beileibe nicht der erste und auch nicht der letzte ober-

⁶⁹ J. R. Steinmüller, Lesebuch zur Bildung des Herzens und Übung der Aufmerksamkeit für Kinder in den Landschulen (1804) 138 f.

⁷⁰ Autor: J. B. von Tscharner, die Erstaufgabe von P. C. von Tscharner erschien 1836.

⁷¹ Zitat aus dem Vorwort der zweiten Auflage.

⁷² H. Bansi, Volk, Sitten und Gesetze eines Gebirgsthals in Graubünden. Als Beytrag zur Kenntnis des Obern Engadins, hrsg. von R. Tönjachen, in: Bündner Monatsblatt 1941, 339.

schichtliche negative Schiedspruch über den Volksgesang; in den 1880er Jahren zum Beispiel verbot der puristisch gesinnte Bischof Franz Konstantin Rampa das Singen aus der barocken «Consolaziun dell’olma devoziusa» (Erstausgabe 1690) während des Gottesdienstes⁷³. Diese Liedersammlung, die bis 1945 im ganzen elf Auflagen erlebte, hiess im Volk allgemein nur «il cudisch» (= das Buch)⁷⁴. In einer 1930 begonnenen, ausgezeichneten Feldforschungsstudie weist Alfons Maissen nach, wie eng diese religiösen Melodien mit der alltäglichen Lebens- und Produktionsweise der Bevölkerung verflochten waren: «Als echtes Volkslied wurde das Lied der Consolaziun aber auch sehr häufig ausserhalb der Kirche gesungen, zu Hause und im Freien, bei der Arbeit und bei der Ruhe. Man sang es im Sommer abends vor dem Hause, wo sich die Leute des Dorfes zu einem gemütlichen Plauderstündchen zusammenfinden . . . , sang es beim Angelusläuten; man sang es während der Winterabende, zur Unterhaltung und zur Kurzweil, und um des Schlafes Herr zu werden; die Alpknechte sangen es auf der Alp, die Fütterer an langen Abenden in der Maiensässhütte oder auf und neben der Pritsche im warmen Stall. Besonders beliebt war das Singen während des Spinnens. Um Licht zu sparen, ging man mit dem Spinnrad jeden Abend in eine andere Stube des Dorfes, besonders im Winter; da konnte man dann gemeinsam nach Herzenslust ganze Nächte durch singen. Auch beim gemeinsamen Nähen sang man gern. Rhythmische Arbeitsvorgänge regen besonders zum Singen an: eine Sängerin bemerkte, besonders gut lasse sich singen beim Zubereiten von Maluns, beim Kaffeerösten (mit der alten drehbaren Röstmaschine) und – an einem Bache . . . Man singt gut beim Treten des Spinnrades, bei der taktmässigen Bewegung des Webstuhls, bei der langweiligen Zupfarbeit des Jätens . . . in Korn-, Hanf- und Flachsfeldern, sogar beim Dreschen und beim Vierkanten . . . von Bauhölzern, wie sich denn die tagliajennas [= Zimmerleute] oft als hervorragende Sänger auszeichnen. Ein Bauer in Domat [/Ems] sang während des Dengelns alle 60 Strophen des Plazidusliedes durch. Ihm war das Zeitmass für gute Dengelarbeit, gleichzeitig aber auch Erbauung und Erhebung zu Gott»⁷⁵.

Diese detailliert erarbeitete Liedbiologie besitzt durchaus Modellcharakter und lässt sich grösstenteils auf weltliches Liedgut sowie auf andere Regionen Graubündens übertragen. Bei diesem gewichtigen Stellenwert des Liedes innerhalb der populären Kultur verwundert es nicht, dass gedruckte Liederblätter

⁷³ Die Lieder der Consolaziun dell’olma devoziusa, I. Teil: Die Melodien, hrsg. von A. Maissen und W. Wehrli (1945) XLVIII. Zur Purifizierung des populären Kunstgeschmacks durch Bischof Rampa siehe U. Brunold, Zur Ausstattung katholischer Kirchen in Graubünden 1850–1930, in: 114. Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden (1984) 97 ff.

⁷⁴ Dicziunari Rumantsch Grischun, Bd. 4, 319.

⁷⁵ Die Lieder der Consolaziun (oben Anm. 73) XXXV f.

und -bücher unzählige Male handschriftlich kopiert wurden⁷⁶. Konrad Michel (1728–1805), Landammann und Schulmeister zu Buchen⁷⁷, betrachtete seinen 1763 aufgezeichneten geistlichen und weltlichen Liederschatz als Chronik, die das Erbe der Vorfahren vor dem Vergessen bewahren sollte: «Lieder-Buch bestehende in mehr als 100 alten und bey uns bekannte Lieder aus unterschiedlichen Liedern oder Gesang-Büchern ausgezogen und geschrieben nach alter uns bekannter einstimmigen Singweisen auf das kürzest und einfältigst mit Nothen zu einer Erinnerung der altväterischen bekannten Melodeyen . . .»⁷⁸. Als einheimische Texter treten mit Namen und Beruf Schulmeister Christen Luzi von Jenaz, Landammann Jacob Hartmann von Luzein und Konrad Michel selber hervor. Wie wir gleich sehen werden, prägt und verfestigt die dörfliche Oberschicht mit dem Medium Lied stark die allgemeinen Normen und Haltungen, denn es vermittelt zum Teil recht massive Drohbotschaften oder regelt das Verhalten gegenüber dem unausweichlichen Tod. In 35 Strophen besingt der Schulmeister Christen Luzi den verheerenden Jenazer Dorfbrand von 1726, indem er nebst dem Verlust an Personen, Vieh und Häusern denjenigen der Andachtsbücher beklagt:

Wen ichs bedenck und mir daran thue versinnen
 Wie da so manchs trostreichs Buoch hat müssen verbrinnen
 O Herr entzüche nicht dein Wort und füehr uns durch die
 Himelspforth, das[s] wir der Höll entrinnen [Strophe 8].

Man beachte, dass der Schulmeister ausdrücklich auf den Tröstungseffekt der Erbauungsliteratur hinweist, welcher ein signifikantes Kennzeichen dieser Druckwerke ist. Beschwörungsartige Mahnformeln der Besitzer in Bibeln, Gebet- und Gesangbüchern zeugen von der hohen Wertschätzung dieses damals fast einzigen Volkslesestoffs. «Wer es mir stiehlt, ist ein Dieb, der verdient, an den hölzernen Galgen zwischen Zuoz und Madulain gehängt zu werden», schrieb Catarina Dreola in ihr Psalmenbuch (gedruckt 1688)⁷⁹. «Wer dieses Buch findet und es nicht zurückgibt, ist nicht gut und wird nicht ins Paradies kommen» (Übersetzungen aus dem Romanischen), trug Maria Madleina Conrad von Surcuolm in ihr «Cudisch dil uffeci de Nossa Dunna» von 1799 ein⁸⁰.

Nach diesem kurzen Exkurs kehren wir wieder zum Dorfbrandlied aus Jenaz zurück.

⁷⁶ Die Lieder der Consolaziun (oben Anm. 73) XXIV.

⁷⁷ R. Jenny, Der Handschriftennachlass Konrad Michels von Buchen (1726 [richtig: 1728]–1805), in: Bündner Jahrbuch 1962, 20 ff.

⁷⁸ Quellenhinweise bei: R. Jenny, Handschriften aus Privatbesitz im Staatsarchiv Graubünden (1974) 262.

⁷⁹ Dicziunari Rumantsch Grischun, Bd. 4, 322.

⁸⁰ Rätisches Museum, Inv. H 1981, 276.

Die verstockten Sünder tragen selber die Schuld für das vernichtende Feuer im Dorf, sie haben die göttlichen Prodigien (Wunderzeichen) missachtet und in krasser Art und Weise gegen das heilige Sonntagsgebot verstossen:

Es ist fürwahr sich unserer zu erbarmmen
Dieweil uns Gott viel lange Jahr
So gnädig lassen wahrnen.
Cometen an dem Firmament, Wunder und Zeichen
Auf Erden gesendt, sogar mit grossen Scharen [Strophe 16].

Gott und sein Wort hat man sogar verachtet
Der Sabathtag wird auch sogar ohne Andacht betrachtet
Mit Fressen, Sauffen, Tantz und Spill
Mit anderen Sünden auch gar vil
Ein Sündentag daraus machen [Strophe 30]⁸¹.

In 29 Strophen eines ergreifenden «Klag- oder Traurgesang» beweint Landammann Jacob Hartmann von Luzein den Tod seines Knäbleins Hansmichel, welches in Dalvazza in den Mühlebach gefallen und von den Wassermassen bis auf den Grüscher Sand getragen worden ist. Dieses Lied straft die landläufige Klischeevorstellung Lügen, zur Zeit der grossen Kindersterblichkeit hätte man den Tod eines Kindes als natürliche Gegebenheit klaglos hingenommen.

Trauren, trauren doch mit Maas
Dan der Herr erlaubet dass
Thrauren, trauren in der Still
Dann es war so Gotes Will.

Der betrübte Vater nennt seine Trauer massvoll, denn die Kirche zügelt ja mit den Exempeln vom Tränenkrüglein oder Totenhemdchen die aus ihrer Perspektive unchristliche überbordende Trauer.

Die letzte Strophe erzählt, in welcher Situation das Lied entstanden ist:

In einer gar langen Nacht
Hab ich dieses Lied gemacht
Da ich gar nicht schlafen kont
Hab ich das Gedicht begunt. Ende [Strophe 29].

Dieser Klagesang ist kein isolierter Einzelfall, die damalige Kultur des Sterbens und der Trauer schuf Lieder, in denen der bittere Tod der durch

⁸¹ Romanische Parallelen bei: C. Collenberg, Wandel im Volkslied. Langfristige Veränderungen in der Zusammensetzung eines Volksliedbestandes, dargestellt am rätoromanischen Volksliedkorporus (1986) 149 ff.

Krankheiten, Unfälle und Naturgewalten weggerafften Menschen den Lebenden als mahnendes Memento mori vor Augen gehalten wurde. In 24 Strophen beschreibt Konrad Michel den Ertrinkungstod einer Verwandten im Schanfigg, «daraus zu lehrnnen das schnelle sterbliche End zu betrachten». Da Konrad Michel mit seinem Liederbuch ein bleibendes Werk schaffen wollte, bemühte er sich um eine schöne Kurrentsschrift und verwendete gelegentlich die Fraktur als Auszeichnungsschrift (Abb. 6). Die meisten Texte auf den losen Liedblättern jedoch sind hastig aufs Papier geworfen worden, scheinen direkt vom Munde eines Sängers aufgenommen worden zu sein, «geschrieben in Eill und Wü[r]bel, das merk» notierte sich Lienhart Janbas aus Molinis am 30. Herbstmonat (= September) 1789⁸². Es handelt sich um das äusserst beliebte Erzähllied «Es steht ein Schloss in Österreich»⁸³, von dem man jetzt weiss, dass es auch hierzulande gesungen wurde.

Ein schön weltlich Lied

1.

Ess steid eis Schlösselein in Höchsterreich
Das ist gantz schön erbauwet
Vom Silber und vom rothen Gold
Vom Marfell [= Marmor] aussgemauret.

2.

Und wie es ausgebauet war
Namen sie den Son gefangen
Dreyunddreissig Klafter under die Erd
Zu Otheren und zu Schlangen.

3.

Sein Vater kam von Rafischburg
Wolt zu seim Sohne gehen
Ach Son hertzliebster Sohne mein
Wie hart ligst du in Banden.

4.

Sein Vater wohl zu den Heren gieng
Frag ob sein Sohn noch läbe
Er wolle geben dreyhundert Thaler
Dem Knab wohl vor sein Läben.

⁸² Rätisches Museum, Inv. H 1971, 873.

⁸³ Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien. Balladen. Hrsg. von J. Meier – E. Seemann u. a. (1935 ff.) Nr. 24.

5.

Dreyhundert Thaller sein noch nicht gnug
Der Knab und der muss sterben
Er treit ein gulden Köte an sein Hals
Die bringt in inss Verderben.

6.

Die guldene Köte die man an sein Hals treit
Die hat er nicht gestolen
Die hat im ein zarts Fräuellein verehrt
Darbey wohl auferzogen.

7.

Wan man den Sohn wohl vors Gericht
Die Leitern müsst ersteigen
Gaben im ein schwartz Halstuch und
Hand sein Aug zu verbunden.

8.

Mein Augen verbinden, das lass ich mir nicht
Will noch die Welt anschauen
Ich sich sie heut und nümer mehr
Mit meinen schwartz braune[n] Augen.

9.

Sein Vater wohl unter dem Grichte stund
Thet im sein Thodt ausrechnen
Ach Sohn hertzliebster Sohne mein
Mein Hertz möcht mir zerbrechen.

10.

Ach Vater, hertzliebster Vater mein
Last Euch das Hertz nit brächen
Ihr habt daheimet ein anders Kind
Dass könt ihr für mich rächnen.

11.

Dass Kind, dass ich daheimet hab
Kan ich nit für dich rächnen
Vor ess ist noch in Muterleib
Kan noch nicht Vater sprächen.

12.

Ess ist mir nicht um mein jungen stolzen Leib
Und ist mir nicht um [m]ein Läben
Es ist mir um unser Frau Muter zu Hauss
Wie traurig werd sie stehen.

13.

So seis also und bleibt darbey
Man last dies nicht und geschen [= ungeschehen]
Dreyhundert Schrit vom Knaben weg
Hat man den Herrn erschossen.

Ende, finis.

Dokumente des Lebens- und Jahreslaufs

Das Bedürfnis, bestimmte einschneidende Lebensstationen, wie Taufe, Beendigung der Schulzeit, Liebe und Hochzeit sowie den Schlusspunkt Tod in bleibendem Gedächtnis zu halten, regte die volkstümliche Schreibtätigkeit und den künstlerischen Gestaltungswillen in hohem Masse an. Dasselbe gilt für gewisse festliche Höhepunkte im Jahreslauf; man denke etwa an Neujahr, Ostern und an das Ende der Alpzeit. Auf den anlässlich dieser Gelegenheiten entstandenen Erinnerungszeichen finden wir als Dekorelemente neben der Kalligraphie gemalte florale oder geometrische Ornamente, Faltschnitt- und Nadelstichtechnik, Haararbeiten und eingeflochtene Seidenbänder. Material und Arbeitsaufwand betonen die Wichtigkeit, welche Hersteller und Empfänger dem Produkt beimessen. Viele Andenkenblätter sind von ihrem optisch repräsentativen Format her als Wandbild bestimmt. Der Besitzer muss also täglich mit dessen Botschaft umgehen, sich immer wieder mit dem fixierten Ereignis auseinander setzen. Der gebräuchliche Terminus «Wandschmuck» klammert leider alle wichtigen Funktionen aus, welche diese Erzeugnisse einnahmen, indem er eine vage ästhetische Komponente ins Zentrum rückt. Gewiss, die von den Volkskünstlern geschaffenen Werke sollten durch ihre Schönheit glänzen, «etwas darstellen», doch wie wir sehen werden, nicht nur dies allein.

Untersucht man die geographische Herkunft des in Museen und Privatsammlungen vorhandenen Materials, so stellt man fest, dass die selbstgefertigten Gedenkblätter ausnahmslos aus evangelischen Regionen stammen. Gab es denn unter den Katholiken keine Schreib- und Malkünstler aus dem Volk, war ihr Kunstsinn und Kunstvermögen etwa weniger entwickelt als bei den Reformierten? Beileibe nicht! Man hüte sich vor vorschnellen Vorurteilen, wie sie

eben in gemischt konfessionellen Gegenden rasch auftauchen und sich zähe halten. Die Ursache für den festgestellten Negativbefund bilden die seit der Gegenreformation auch in ländlichen Gebieten weit verbreiteten kleinen Andachtsbilder⁸⁴ (mundartlich: «Helgeli»), deren leere Rückseite stets bedürfnisgerecht ausgefüllt werden konnte. Da lesen wir den frommen Segenswunsch des Paten für den Täufling, ein fleissiges Schulkind erhält ein Lob, eine junge Tochter, die den Schleier nimmt, schreibt einen Gruss an ihre Freundin, die Rückseite eines Herz-Jesu-Bildchens kann die verschlüsselte Botschaft eines verliebten Herzens weiterleiten. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bieten Verlage zudem Totenbildchen als Gebetsmemento für die Armen Seelen an⁸⁵. Unternehmen von internationaler Bedeutung, wie die Bilderfabrik May in Frankfurt und der Verlag der Gebrüder Benziger in Einsiedeln, produzieren seit den 1850er Jahren für jeden Geldbeutel ihrer katholischen Abnehmerschaft knall-bunte Andenkenbilder für erinnerungswürdige Lebensabschnitte⁸⁶. Diese Bilder hängen noch heute in den Häusern der abgelegenen Weiler im Tavetsch oder Medelsertal. Trotz diesem verführerischen Angebot an Druckgraphik lebt die Gestaltungs-, Erzähl- und Schreibfreude in katholischen Regionen im Votivbild (Abb. 7), im Herstellen von gemalten und geschnittenen Andachtsbildchen, in gestickten Segenswünschen zu Primiz und Profess, im Kombinieren von Druckgraphik mit gepressten Blumen, ausgeschnittenem Papier und Haararbeiten sowie im Stossgebet, welches in die Filetspitzen des Altartuches gestickt wurde. Wenn das Kloster Disentis seine imponierende Sammlung einer breiten Öffentlichkeit zeigen wird, wird die künstlerische Kreativität der katholischen Surselva endlich die ihr gebührende Anerkennung erlangen.

Wenden wir uns nun den verschiedenartigen selbstgefertigten Andenkenblättern zu.

Sie sind gleichsam Resultate der in der Schule mühsam erlernten Kalligraphie. Dass das populäre Empfinden für eine wohlgeformte regelmässige Handschrift stark ausgeprägt war, belegt die alltägliche Umgangssprache mit ihren zahlreichen bildhaften Vergleichen für grosse unförmige Buchstaben. Ein Schreiber, der Kappennägel (für Bergschuhe)⁸⁷, Küchenhaken, Hacken und Schaufeln, Häuser, Pferde, Rundbalken, Bundhaken, Butterfassgestelle⁸⁸ und Kirschenhaken⁸⁹ aufs Papier setzte, konnte damit keinen Staat machen.

⁸⁴ W. Brückner, Andachtsbildchen, in: Das ABC des Luxuspapiers. Herstellung, Verarbeitung und Gebrauch 1860 bis 1930, Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde, Bd. 9 (1983) 79–81.

⁸⁵ U. Brunold-Bigler, Das Totenbildchen. Entstehung und Wandel eines religiösen Brauches, in: Wiederentdeckung der Volksreligiosität, hrsg. von J. Baumgartner (1979) 291–301. S. Metken, Sterbebilder, in: ABC des Luxuspapiers (oben Anm. 84) 255–258.

⁸⁶ Ch. Pieske, Erinnerungsgraphik/Kranzbilder, in: ABC des Luxuspapiers (oben Anm. 84) 114.

⁸⁷ Dicziunari Rumantsch Grischun, Bd. 3, 54.

⁸⁸ Dicziunari Rumantsch Grischun, Bd. 4, 613.

⁸⁹ Tschumpert (oben Anm. 53) 724.

Patenbriefe

Der nicht auf den ersten Anhieb verständliche, volkskundliche Terminus «Patenbrief» meint den handschriftlichen oder bedruckten Zettel, mit dem der Pate das Taufgeschenk, ein Geldstück, für sein Patenkind umwickelt. Vor der regelmässigen Führung der Kirchenbücher galt der Patenbrief als Geburtsurkunde und Taufbescheinigung⁹⁰. Darüber hinaus waren seine wichtigsten Bestimmungen, den Glück- und Segenswunsch der Paten aufzunehmen, den Getauften an den Sinn der Taufhandlung zu mahnen und auf echte christliche Lebensführung hinzuweisen:

Das unschätzbaare Blut
Des Heilands aller Welt
Sey dir, geliebtes Kind
Dein be[s]tes Pathen Geld⁹¹. (Abb. 8)

Bis das Kind den Wunsch des Paten lesen konnte, vergingen einige Jahre. Bis dahin lag der Zettel funktionslos in der Familienbibel.

Die Anfänge des Patenbriefes liegen im Dunkeln, das älteste bisher gefundene Exemplar, ein schlichter handgeschriebener Zettel, trägt die Jahrzahl 1593 und stammt aus dem Elsass⁹². Das Rechenbuch des Buchener Schulmeisters Konrad Michel von 1744⁹³ enthält unter der Rubrik «Tauf Zedell» die bis jetzt ältesten Wunschformeln zur Taufe aus Graubünden, wovon hier zwei ediert seien:

Der höchste Gott dir hier zu theil sein Segen Gsundheit Glück und Heil und hernach dann die Seligkeit zu loben Gott in Ewigkeit.

Dieweil du nun getauffet bis[t] auf heute als ein wahrer Christ wohl an so lebe Gott allein, so wird er auch dein Helffer sein. Also wünschet seinem lieben Göty oder Gota . . . [Göty = männliches, Gota = weibliches Patenkind].

Über zwanzig Jahre später lesen wir dieselben Sprüche im Rechenbuch des Schulmeisters Peter Brunold von Peist⁹⁴. Auch schreiben die Paten im Bernbiet haargenau die gleichen Gebetswünsche auf die Taufzettel⁹⁵. Diese Verbreitung über grosse geographische Distanzen hinweg ist so zu erklären, dass bürgerliche Briefsteller bereits im 17. Jahrhundert⁹⁶ derartige Sprüche aufnehmen, die dann

⁹⁰ Ch. Pieske, Über den Patenbrief, in: Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde 2/3 (1958) 85 ff.

⁹¹ Patenbrief für Leonhard Tieni in Trin vom 16. Dezember 1823, Rätisches Museum, Inv. H 1985, 5.

⁹² Pieske (oben Anm. 90) 89.

⁹³ Staatsarchiv Graubünden B 204.

⁹⁴ Staatsarchiv Graubünden B 951.

⁹⁵ Ch. Rubi, Taufe und Taufzettel im Bernerland (1968) 32.44.

⁹⁶ Pieske (oben Anm. 90) 89 f.

mit der Verspätung mehrerer Jahrzehnte in ländliche Regionen gelangen. Die grosse Mehrheit der Bündner Patenbriefe sind einfache handgeschriebene Zettel, die in der Art der damaligen Briefform zusammengelegt, umgebogen und ineinander gesteckt wurden. Als Individualleistung ragt ein 1864 von Johannes Heinrich aus Calfreisen gefertigtes, etwas breit gedrücktes buntbemaltes Herz in reicher Faltschnitt-Technik hervor⁹⁷ (Abb. 9). Um 1880 wurden auch hierzulande die selbstgefertigten Patenbriefe durch gedruckte Massenartikel abgelöst⁹⁸.

Namenstagandenken

Aus dem Schloss Haldenstein hat sich ein äusserst selenes Gedenkblatt zum Namensfest der «wohlgeborenen und hochedlen Frau Maria Magdalena Majorin von Salis» vom 22. Juli 1827 erhalten. Es entstammt der Hand des unbekannten Dienstmädchen Adeline K⁹⁹. In einem Kranz von farbigen Nelken, Rosen und Glockenblumen steht in Fraktur die Widmung und ein längeres Gedicht, welches Dankbarkeit gegenüber der Herrin ausdrückt:

Nehmen Sie die kleine Gabe
Gütigst an als Dank und Pflicht
Denn sie quillt aus reinem Herzen
Ach, verschmähen Sie sie nicht!

Das Blatt bezeugt sehr schön, dass der schwärmerische Namenstaguskult der Biedermeierzeit auch in Graubünden, zumindest in der Oberschicht, Fuss gefasst hat (Abb. 10).

Liebesgaben und Hochzeitsandenken

Bei geschriebenen volkstümlichen Liebesgaben erwartet man eigentlich die Formulierung persönlicher Gefühle eines Individuums, doch findet man nur allgemein verbreitete Sprüche oder gar ein ganzes Volkslied, welches nicht unbedingt von der Liebe handeln muss. Daraus spricht die einst weitgehende Normierung des Gefühlslebens, die «Bindung auch des Persönlichsten an die Sitte»¹⁰⁰.

⁹⁷ Rätisches Museum, Inv. H 1968, 643.

⁹⁸ Siehe dazu die Beiträge von B. Stopp und R. Hoevel, in: ABC des Luxuspapiers (oben Anm. 84) 219 ff.

⁹⁹ Rätisches Museum, Inv. VII, 44.

¹⁰⁰ H. Bausinger, Formen der Volkspoesie (1980²) 120.

Als Herz gestaltete Liebesbriefe kommen überraschenderweise selten vor, bevorzugt werden grosse kreisförmige Faltschnitte¹⁰¹, die Durchmesser von über 30 cm aufweisen. Verschlungene Händepaare verbinden ins Papier geschnittene Herzen, die als Textträger dienen. Ein 1756 datiertes Prunk- und Repräsentierstück solcher Art verschenkte Christian Schmid in Castiel seiner Angebeteten am Neujahrstag, dem traditionellen Schenktermin¹⁰² (Abb. 11). Beim Text handelt es sich um ein damals scheinbar gängiges «ganz neu compniertes Lied von einem tapferen Soldaten aufgesetzt, wie in hertzhaften Streit oder Schlachten sich einer verhalten soll»¹⁰³. Im Zeitalter der fremden Dienste eignete sich dieses Lied mit all seinem Kriegslärm und Heldengebaren auf dem Schlachtfeld besonders gut, einem weiblichen Wesen zu imponieren, denn die Beschenkte sollte den Absender des Liebesbriefes mit dem besungenen unerschrockenen Soldaten gleichsetzen:

1. Ein Soldat bin ich eben und steh vor meinem Feind
In Fried und auch im Leben gleich wie uns Gott bereit
Wir stehen in dem Feld und ligen in dem Zelt
So hab ichs Gott befohlen, er machs wies im gefält.
2. Wan früh der Tambaur röhret sein Spihl und schlagt Rebell
So bin ich resolvirt mit meinem Leib und Seel
Befohlen meinem Gott im Leben und im Tod
Weil ich mit im getroffen ein ewig Sin nach Gott.
3. Und wann der Feind anrucket wohl an das Vatterland
Wird mancher sich da schmucken wies allen wohl bekant
So schlagen wir den Feind und machen uns brafs Beut
Und wass im Tod verblieben
Dass kommt zur Himmelsfreud.
4. Die Bummen und Granaten, die saussen oft daher
Ein mancher muss da lassen sein Leben ohngefähr
Und der wird plesiert und widerum curie[r]t
Der wird bey grossen Herren aufs nächst recomendiert.
5. Und wan die Kugel sausset vom Stuck und kleinen Gwehr
So thut's mir nicht graussen, weil unser Officier
Geht alle Zeit voran und ruft so lang er kan und ich
Darauff scharschiere gleich wie ein Kriegesman.

¹⁰¹ Siehe S. Metken, Geschnittenes Papier. Eine Geschichte des Ausschneidens in Europa von 1500 bis heute (1978) 194 ff.

¹⁰² Rätisches Museum, Inv. XI, 105.

¹⁰³ Überschrift im Liederbuch Konrad Michels, Staatsarchiv Graubünden B 717. Liedblatt vom 31. März 1799 von Barbara Schmid, St. Peter, Rätisches Museum, Inv. H 1971, 874.

6. Und wan Cartunen knallet u. uns erschrecken thut
Und vil Camaraden fallet und ligen in dem Blut
Wir leben ohn Gefahr, dass ist unendlich wahr
Doch ohne Gottes Willen krümmt nie der Feind kein Haar.
7. Jetzt muss man unten ligen und leiden auf den Tod
Ein mancher wird obsigen u. nicht mehr stehen
Dort in schönster Himelsfreud, die uns Gott hat bereit
Gott loben auch in Ehren in alle Ewigkeit.
8. Jetzt muss man Stürme lauffen, die Bresch ist schon gelegt
Falt mancher übern Haufen und sich nicht mehr bewegt
Krieget doch kein Pardon, er hat zu seinem Lohn
Die Ewigkeit zu hoffen, die ewig Freuden Cron. Ende.

Zu den beschrifteten und bemalten Liebesgaben mit ausgesprochenem Vorzeigecharakter zählen auch die in verschiedenen Regionen Graubündens hergestellten Spinnrockenbriefe¹⁰⁴. Diese aufwendigen Liebesbeweise verschwinden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und machen Liebesbriefen Platz, für welche ein reichhaltiges Angebot an Briefstellern Vorlagen lieferte.

Die Sitte, einem Hochzeitspaar ein Wandbild zu schenken, hat sich bis heute erhalten. Die Funktion dieser Bilder besteht darin, den geschlossenen Bund zweier Menschen nach aussen zu dokumentieren und repräsentieren. Der an der Kantonsschule Chur wirkende Neuenburger Philipp Heinrich Matthey zeichnete und schrieb für das Churer Bürgertum in den 1830er Jahren auf Bestellung Hochzeitsandenken, die er mit dem Repertoire der Biedermeier-Ikonographie ausschmückte: Genien, brennende Fackeln, breit ausladende Empirevasen mit hervorquellenden Blumen¹⁰⁵. Druckgraphik hatte auch hier als Vorbild gedient. Erst ein Jahr nach dem Tod des Ehemanns Johann Ardüser, im August 1830, entstand das als «Denkmal ehelicher Liebe» bezeichnete Hochzeitsandenken¹⁰⁶, das gleichzeitig an die Geburt eines Sohnes und den Tod zweier verstorbener Säuglinge erinnert. Wieviel persönliches Leid versteckt sich hinter der folgenden zeittypischen Formel, welche diese kurzgefasste Ehe- und Familienchronik einleitet:

«Keine Verwesung, kein Grab vermag vereinte Herzen einander zu entfremden . . .»? (Abb. 12)

¹⁰⁴ U. Brunold-Bigler, Rockenbriefe aus Graubünden, Schriftenreihe des Rätischen Museums Chur 30 (1984).

¹⁰⁵ Rätisches Museum, Inv. VI, 60 und H 1975, 965. Vorlagenmaterial bei: H. Egger, Glückwunschkarten im Biedermeier. Höflichkeit und gesellschaftlicher Zwang (1980).

¹⁰⁶ Rätisches Museum, Inv. H 1975, 965.

Totenandenken

Auf den ersten Blick möchte man die vielen mit bunten Blumen bemalten, mit farbigen Seidenbändern, geometrischen Ornamenten und breiten Spitzenrändern verzierten Papierherzchen für Liebesgaben halten, doch die Inschriften belehren uns eines Bessern, so zum Beispiel diese:

Im Grabe ist Ruh
Ach wie wohl ist mir im Himmel
Ach ihr lieb Grosseltern mein
Was ist in dem Weltgetümmel
Als nur Angst und Pein
Mich hat Gott von dieser Welt
Früh zu sich gerufen schon
Ich schwing mich ins Himmelszelt
Das ist meines Wunsches Lohn.

Zum Andenken von Eva Cantieni in Lohn, den 4. März 1843, Ursula Mani, gestorben¹⁰⁷.

Die aus dem Jenseits zu den Lebenden sprechenden Toten muten uns heute seltsam an. Innerhalb des damaligen stark jenseits orientierten Denkens vermittelten solche Herzchen Trost und Hilfe, überbrückten die durch den Tod entstandene Lücke der Trennung. Das an Scharlachfieber verstorbene Kind tröstet quasi selber die zurückgelassenen Grosseltern, indem es sie auf die Vergänglichkeit und Nichtigkeit des irdischen Daseins hinweist. Es waren die Schulkinder, welche Totenandenken für verstorbene Kinder des Dorfes herstellten. Eva Cantieni schnitt das erwähnte Herzchen als Zwölfjährige aus dem Papier¹⁰⁸. Der Brauch verlangte auch von den Taufpaten, ein besonders repräsentatives Andenkenblatt für das tote Patenkind zu stiften¹⁰⁹ (Abb. 13).

Jünglinge und Jungfrauen erhielten Andenken von der ganzen Ledigengesellschaft. Neben der Herzform beschrieb und bemalte man auch hochrechteckige Papierblätter, sogenannte «Tafeln»¹¹⁰ (Abb. 14). Herzchen und «Tafeln» wur-

¹⁰⁷ Rätisches Museum, Inv. 1968, 647.

¹⁰⁸ Die Altersangaben von Eva Cantieni und Ursula Mani stammen aus den Tauf- und Sterbebüchern von Donath (Mikrofilme im Staatsarchiv Graubünden).

¹⁰⁹ Totenerinnerungsbild für Peter Jecklin von seinem Paten Ulrich Kessler (1860), aus Schiers, Rätisches Museum, Inv. H 1961, 26; Totengerzchen für Peter Anbass von Christian Basig vom 24. März 1848, aus Molinis, Rätisches Museum, Inv. H 1968, 655.

¹¹⁰ Zum Totengerzchenbrauch in Norddeutschland siehe: G. Schmitz, Totengerzchen und Totengedichte, in: Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde 17 (1970) 91–100. Zu süddeutschen Totenerinnerungsbildern mit eingeflochtenen Seidenbändern siehe M. Scharfe, Bildzeugnisse evangelischer Frömmigkeit, in: M. Scharfe – R. Schenda – H. Schwedt, Volksfrömmigkeit. Bildzeugnisse aus Vergangenheit und Gegenwart (1967) Abb. 74.

den auf den in der Stube aufgestellten Sarg gelegt und nach der Beerdigung im Hause aufbewahrt: «In mancher alten Schanfigger Stube sehen wir oft alle vier Wände sozusagen total bedeckt mit Erinnerungszeichen, ‹Tafeln› und ‹Maien› (Kränze aus künstlichen Blumen) an ein zu früh Dahingeschiedens»¹¹¹. An die genannten «Maien»¹¹², Zeichen der Jungfräulichkeit und letzte Gabe der Lediengesellschaft, erinnert ein beliebter Totengedenkspruch:

Man schmückt mein Leib mit Meyen
Und trägt ihn ihn das Grab
Mein Seel [ist] in Himmels Reichen
Wo Freude ohne Klag
Ach! wenn ihr köntet sehen!
Ihr Vielgeliebte mein!
Wie wohl ist mir geschehen
Ihr würdet fröhlich sein¹¹³.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts verdrängten auch in den evangelischen Regionen Graubündens massenhaft produzierte Andenkenblätter, in welche nur noch der Name des Verstorbenen und das Todesdatum eingetragen werden mussten¹¹⁴, die Totenherzchen und kalligraphischen Erinnerungszeichen. Diese Druckgraphik wurde sodann auch für verheiratete Personen verwendet.

Neujahrswünsche und Neujahrsgeschenke

Der Peister Schulmeister Peter Brunold notierte sich 1766 folgenden Neujahrs-wunsch in sein Rechenbuch:

«Dieweill wir abermahl durch die Gnade dess Heren ein neuess Jahr erlebt haben, so wünsch ich euch ein glückhaftiges frid- und freudenreichs neuss Jahr und die Gnade von Gott dass Ihr dasselbige in erwünschtem Segen und Wohlsein zu bringen möget damit dass Ihr dermahlen einst mit Freude vor Gottess Gericht erscheinnen mögend, Amen¹¹⁵.»

Da Peter Brunold die Kalligraphie beherrschte – ein schwungvolles, schnörkelreiches Musteralphabet in Kanzleifraktur beweist dies – mag er diesen

¹¹¹ G. Mattli-Trepp, Das Schanfigg (1934) 50.

¹¹² Vgl. R. Wildhaber, Begränisschmuck im Avers, in: Beiträge zur Volkskunde Graubündens, Schriftenreihe des Rätischen Museums Chur 26 (1982) 5.

¹¹³ Erinnerungsbild für Margreth Rupp von Catrina Meng vom 16. Dezember 1841, aus Says, Rätisches Museum, Inv. VI, 83 h. Totenherzchen für Zeda Rupp von Maria Cantieni vom 15. Mai 1836, aus Says, Rätisches Museum, Inv. VI, 83 y; Erinnerungsbild für Margreth Rupp von Maria Bühler vom 16. Dezember 1841, aus Says, Rätisches Museum, Inv. VI, 83 e.

¹¹⁴ Siehe Anm. 86.

¹¹⁵ Staatsarchiv Graubünden B 951.

Wunsch seinen Lieblingsschülern oder ihren Eltern auf Neujahr geschrieben haben. Die ökonomischen Patrioten kannten diesen Schenkbrauch der Schulmeister, diese wüssten sich so Geschenke und Vorteile zu erwerben, tadelten sie¹¹⁶. Die Schulmeister waren jedoch nicht die einzigen, die Neujahrswünsche zu Papier brachten. Peter Heinrichs Rechenbuch von 1823¹¹⁷ enthält denselben oben zitierten Wunsch – die Beharrungskraft der Formeln imponiert allemal. In jedem handgeschriebenen Briefsteller aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stösst man auf Neujahrswünsche, welche von gedruckten Vorlagen kopiert wurden. Die Sitte, sich zum neuen Jahr schriftlich Glück zu wünschen, verbreitete sich um 1750 auch auf dem Land¹¹⁸.

Da Neujahr vor dem Aufkommen des Weihnachtsbaumes – in Romanischtümern erst seit dem Ersten Weltkrieg – wichtigster Termin des Schenkens war, liessen es sich die Paten nicht lumpen. Als wichtige Patenpflicht galt das Schenken von Andachtsbüchern, da ja der Pate als Taufzeuge für die religiöse Erziehung des Kindes mitverantwortlich ist. Vor allem Kinder, die im letzten Schuljahr standen, erhielten das herkömmliche Buchpräsent¹¹⁹. Da Jakob Mazott mit der Feder nicht so gewandt umgehen konnte, liess er Johann S. folgende Widmung in das für sein Patenkind bestimmte Psalmenbuch schreiben:

«Dieses Denkmal [der Erinnerung] ist ein Neujahrsgeschenk für die ehrenvolle Jungfrau Menga Fimian von Pazen. Es wird ihr überreicht von ihrem Paten, Herrn Jakob Mazott, im Jahre 1842. Gott gebe ihr die Gnade, dass sie mit grossem Fleiss daraus lesen und singen kann, damit ihr dies zu ihrem himmlischen und ewigen Heil diene. Amen» (Übersetzung aus dem Romanischen)¹²⁰ (Abb. 15).

Diese häufig anzutreffenden Gebetswidmungen lauten überall etwa gleich. Man beachte dabei, dass Lesen nicht etwa Selbstzweck und Zeitvertreib ist, sondern Hilfsmittel zur Erlangung des Seelenheils.

Alpchroniken

Dem chronikalischen Bedürfnis der Hirten und Sennen, ihr Dasein und ihre Arbeit den Nachkommen zu überliefern, entsprang der Brauch, am Ende des

¹¹⁶ Der Sammler 1782, 381. Abbildungsbeispiel von 1747, in: Das Rätische Museum (oben Anm. 6) 431.

¹¹⁷ Rätisches Museum, Inv. H 1968, 346.

¹¹⁸ Siehe auch: K. Eder, Schweizerische Neujahrsglückwünsche aus dem 19. Jahrhundert, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 73 (1977) 138–143.

¹¹⁹ Dicziunari Rumantsch Grischun, Bd. 4, 319.

¹²⁰ Rätisches Museum, Inv. H 1984, 10.

Alpsommers eine Hirtenbritsche in der Alphütte aufzuhängen¹²¹. Senn und Zusenn schnitzten sorgfältig ihre Initialen in Fraktur- oder Antiquamajuskeln sowie die Jahreszahl in ein Holzbrettchen. Mehr war nicht nötig, denn die Eingeweihten wussten, um wen es sich handelte. Bei einem 1948 auf der Alp Garveras entstandenen Exemplar finden wir zudem eine seltene Darstellung der Alpgebäulichkeiten (Abb. 16).

Schreibgeräte und Schreibtische

Der kulturhistorisch interessierte Zeitgenosse, der sich über die Entwicklung des Schreibgeräts und seine Aufbewahrung orientieren möchte, schlägt als erstes in einem gängigen Antiquitätenlexikon nach, wo er folgende Informationen erhält:

«In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts liessen sich Fürstlichkeiten relief- oder emailverzierte, oft mehrstöckige Kästen aus Edelmetall zur Aufbewahrung von Schreibutensilien arbeiten. Sie enthielten Tintenfass, Streusandbüchse, Siegellack, Federkielen und Federmesser. Im späten 17. Jahrhundert wurden einfachere Silberkästen für Schreibgeräte gemacht. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts entwickelte sich für das Schreibzeug ein fester Typ, der in Silber, Fayence, später auch in Porzellan, ausgeführt wurde: Tintenfass und Sandbüchse wurden auf einem tabletartigen Untersatz befestigt, der auch eine Kerze, die man zum Siegeln brauchte, samt Löschhütchen und Lichtputzscheren sowie eine Tischglocke aufnahm. Im Lauf des Jahrhunderts kamen noch weitere Einzelteile hinzu. Um 1800 waren Schreibzeuge mit Glasbüchsen beliebt, die auf ein Tablett aus Silber oder Plated-Silber mit durchbrochenen Manschetten gestellt wurden.»

Unter dem Stichwort Kabinett/Kunstschränke erfährt man zudem, dass es sich dabei um ein Prunkmöbel aus Ebenholz mit Verzierungen aus Elfenbein, Schildpatt, Silber- und Schmucksteinen handle, welches dazu diene, Kostbarkeiten und Schreibzeug aufzunehmen. Dieses im 16. und 17. Jahrhundert gebräuchliche Möbel werde im frühen 18. Jahrhundert vom dreiteiligen Tabernakelschrank abgelöst, welcher sich besonders in Würzburg, Mainz und Dresden zum Prunkmöbel entwickelt hätte¹²².

Spätestens hier sollte beim Leser die Erkenntnis einsetzen, dass nur das Mobiliar der einen äußerst geringen Prozentsatz der Bevölkerung ausmachenden Oberschicht die Prestigeprämie «Antiquität» erhält und deshalb lexikon-

¹²¹ Weiss (oben Anm. 51) 156.

¹²² A. Seling, Antiquitäten-Lexikon (1983³) 230, 129, 229.

würdig wird. Wir müssen uns also nach realitätsnäheren Auskünften umsehen. Es gehört zu den Vorzügen des Rätischen Museums, dass der Haustrat der Kleinen Leute seit den 1920er Jahren relativ systematisch gesammelt worden ist, so dass heute der Forschung ein brauchbarer Grundstock zur Verfügung steht¹²³. Was die Behälter für Tintenfass und Schreibsand anbelangt, so finden wir mit Kerbschnitzereien verzierte Exemplare aus dem späten 18. und frühen 19. Jahrhundert (Abb. 17). Aus der Werkstatt des Töpfers Andreas Lötscher stammen Keramikausführungen in Form eines Hausmodells (um 1823), was bereits etwas teurer gewesen sein dürfte. Für viele erschwinglich waren die um 1870 aufkommenden Tabletts aus dünnem Eisen- oder Bronzeblech.

Grosse wuchtige Schreib- oder Tabernakelschränke mit Nussbaumfurnier und Intarsien aus verschiedenen Hölzern befanden sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nur in den Häusern der Engadiner Aristokratie¹²⁴. Der Rest der Bevölkerung versorgte seine Schreibutensilien in Holzkästchen, welche als beliebte Liebesgaben und Patengeschenke galten. Da die Schule den Kindern die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens beibringt, sei ein Hinweis auf die Schulmöbel gestattet. Es sind die ökonomischen Patrioten, die als erste den Zusammenhang zwischen ungeeigneten Sitzmöbeln und schlechter Körperhaltung erkannten. So forderte 1813 Carl Ulisses von Salis-Marschlins in wohlge-meinter Absicht kindgerechte Schulbänke:

«Anstatt der bisher üblichen Tische und Bänke, die ausser der Unbequemlichkeit zu vieler Unordnung Anlass gaben, und den Kindern wegen dem Biegen des Körpers wirklich schädlich waren, werden gleichlaufend der längern Seite, Reihen von Bänke[n] angebracht, davon die vorderste Reihe die niederste, die darauf folgenden immer höher sind, die erste für die kleinsten Kinder, und so fort für die grössern. Vor jeder Bank laufen in der nämlichen Richtung fünfzehn Zoll breite Pulte, wovon zu oberst nur drei Zoll flach, das übrige schief liegt, und nicht höher als das Kind bequem, ohne sich zu bücken, lesen und schreiben kann. Unter dem Pult ist ein Gestell angebracht, worin jedes Kind seine Schulmaterialien besorgen kann, ausser dem Dintenfass, welches in ein Loch auf den flachen Theil des Pults angebracht, eingesenkt wird. Die Behälter werden durch Scheidewände abgetheilt. Unter dem Behälter läuft ein schmales Bret durch, auf welchem der Kinder Füsse ruhen können . . .»¹²⁵.

Der neukreierte Möbeltyp sollte sich bis in die sechziger Jahre unseres Jahrhunderts halten und manchen kindlichen Rücken verkrümmen.

¹²³ U. Brunold-Bigler, Notizen zur Sammlungsgeschichte der volkskundlichen Bestände im Rätischen Museum Chur, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 81 (1985) 175–179.

¹²⁴ Abbildung in: Das Rätische Museum (oben Anm. 6) 325; ein oberschichtliches Engadiner Schreibbuffet mit fixierbarer Arbeitsfläche 296 Nr. 13.

¹²⁵ V. Salis (oben Anm. 61) 35.

An der verbesserten Bürgerschule in Chur wurden 1797 erstmals gelöcherte Federbretter eingeführt, in welche die Schüler nach der Nummer ihres Rangs das Schreibwerkzeug stecken mussten¹²⁶. Das heute noch gebräuchliche Wort Federmesser für ein leichtes griffiges Klappmesser erinnert daran, dass die Vogelfedern (meist Gänsekiele) zuerst den richtigen Zuschnitt erhalten mussten, um als Schreibgerät dienen zu können. Das Federnschneiden war eine Kunst, die den Lehrern viel Zeit raubte:

«Es ist in den meisten Schulen üblich, dass der Lehrer den Kindern erst die Federn schneidet, wann sie in die Schule kommen, worüber bei nahem eine Stunde versäumt wird, und inzwischen die grösste Unordnung herrscht, jedes drängt sich zu, und will eines vor dem andern seine Feder zuerst geschnitten haben, die letzten versäumen ihre Zeit, die die ersten unterdessen fast eine Schrift schreiben»¹²⁷.

Dazu kam, dass Gebrauchsschrift und Zierschriften jeweils verschiedenen geschnittene Kiele erforderten¹²⁸.

Seit den 1830er Jahren waren industriell hergestellte Stahlfedern (Abb. 18) im Handel, die das Federspitzen überflüssig machten¹²⁹, doch in gewissen Landschulen schrieb man noch 1860 mit der Kielfeder¹³⁰. Mit der neuen Stahlfeder war nämlich eine neue Krankheit entstanden: der Schreibkrampf, dem sogar medizinische Dissertationen gewidmet wurden¹³¹. Die Schrift selber wandelte sich durch die Stahlfeder nur geringfügig, sie geriet im allgemeinen etwas härter¹³².

In einem alten ABC-Lied beklagt sich der Schulmeister nicht nur über das Federnschneiden, sondern auch über das Tintenröhren¹³³. Schulmeister und Hausväter notierten sich Tintenrezepte in ihre Rechenbücher, so zum Beispiel Konrad Michel, Schulmeister und Landammann zu Buchen, im Jahre 1744:

«Erstlich nim 18 Loth gestossener schwartze Gallöpfel, 9 Loth Kupferwasser Witrion [=Vitriol], 6 Loth gestossner arabisch Gummy: Erstlich nim ein Er[z]hafen thue 2 Mass Regenwasser darin und den gestossnen Gallus, lass solchen 8 Tag an der Sonen stechen oder auch auf warmen Ofen und täglich alle 3 Stund wohl röhren demnach thue die Witriol auch darin, lass 2 Tag an der Sonen stechen aber 3 Stund wohl auffröhren, indessen lege der Gumi in wenig Essig, lass ihn darin stechen biss er vergan[gen] ist her]nach schüte solche

¹²⁶ Der Sammler 1784, 394.

¹²⁷ Der Sammler 1784, 393.

¹²⁸ K. Gladt, Deutsche Schrift-Fibel. Anleitung zur Lektüre der Kurrentschrift des 17.–20. Jahrhunderts (1976) 15.

¹²⁹ J.-P. Huber, Griffel, Feder, Bildschirmstift. Eine Kulturgeschichte der Schreibgeräte (1985) 47 ff.

¹³⁰ So etwa in Safien. A. Zinsli, Leben in Safien (1983) 67.

¹³¹ Brockhaus' Konversations-Lexikon (oben Anm. 67) Bd. 14, 613.

¹³² H. Sturm, Unsere Schrift. Einführung in die Entwicklung ihrer Stilformen (1961) 118.

¹³³ Tschumpert (oben Anm. 53) 363.

auch in den Hafen und röhre etlich Tag alle Tag fleissig undereinanderen und lass alles zusammen noch 8 Tag an der Sonnen stechen»¹³⁴.

Ein Rechenbuch (1743 ff.) aus dem Haus Steivan Juolf in Ardez enthält Rezepte für farbige Tinten, mit welchen Glückwunschkzettel kunstvolle Verzierungen erhielten¹³⁵. Erst in den 1860er Jahren konnte farbige Tinte industriell fabriziert werden¹³⁶.

In seinen «Zürcherischen Ausruf-Bildern» von 1748 bringt der Kupferstecher David Herrliberger als zweite Figur den Glarner Schiefertafelhausierer (Abb. 19) mit seinem Singsang «Schrybtoffälä, Schwyzterthee»¹³⁷. Seit wann die weltberühmten Glarner Schiefertafeln in den Bündner Schulen benutzt wurden, wissen wir nicht. Carl Ulisses von Salis empfahl 1813 für die Landschulen grosse Tafeln zum Vorschreiben für den Lehrer und Täfelchen für die ersten Kritzeleien der Kinder¹³⁸.

Wichtigste Schreibutensilienlieferanten auf dem Lande waren die Hausierer, die sich aufgrund der Gesetzesrevision von 1850 für den Verkauf von Schreibtafeln, Griffeln und Schreibsand kein Patent mehr beschaffen mussten¹³⁹.

Auf den Mai- und Andreasmärkt in Chur inserierten Buchbinder, Drucker und Marktfahrer im Amtsblatt ihr Angebot für die ländliche Kundschaft.

¹³⁴ Staatsarchiv Graubünden B 204.

¹³⁵ Rätisches Museum, Inv. VI, 80.

¹³⁶ Brockhaus' Konversations-Lexikon (oben Anm. 67) Bd. 15, 850.

¹³⁷ D. Herrliberger, Zürcherische Ausrufbilder, hrsg. von C. Ulrich (1968) Fig. 2.

¹³⁸ V. Salis (oben Anm. 61) 70.

¹³⁹ «Verordnung über den Markt- und Hausirverkehr und Ertheilung von Handelspatenten», in: Amtsblatt des Kantons Graubünden vom 11. Oktober 1850, 293 ff. Jüdischen Händlern war das Hausieren im Kanton untersagt.

Abbildungsnachweis

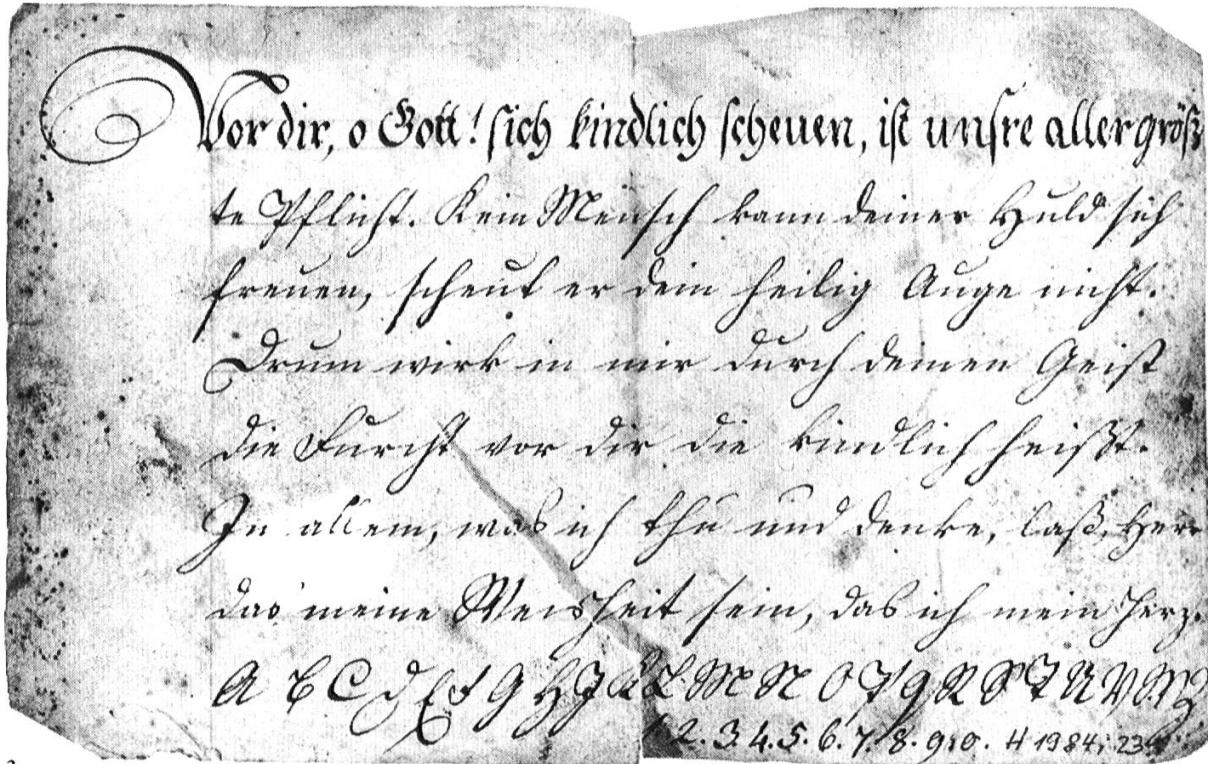
- RM = Rätisches Museum
STAGR = Staatsarchiv Graubünden
- Abb. 1 Vorschrift für Christian Gradient in Trimmis (1. Januar 1728), braune Tinte und Deckfarbenmalerei, 20,5 × 33 cm, RM H 1971, 890.
- Abb. 2 Ungelenk geschriebene Probeschrift von Onna Turte Wetten in Luven (1826), lateinische Kurrentschrift, 18 × 22,5 cm, RM H 1980, 89.
- Abb. 3 Nach neuen Richtlinien geschriebene Probeschrift aus Rodels (um 1820), 11,3 × 18,1 cm, RM H 1984, 23.
- Abb. 4 Rechenbuch des Peter Heinrich von Calfreisen (1823), Deckfarbenmalerei, 22,5 × 18 cm, RM H 1968, 346.
- Abb. 5 Der Prolog des Johannesevangeliums als knotenförmiges Labyrinth geschrieben (Ausschnitt), 1807, aus Andiast, braune Tusche und Deckfarbenmalerei, RM H 1972, 1743.
- Abb. 6 Das Lied vom Jenazer Dorfbrand von 1726, notiert von Konrad Michel von Buchen im Jahre 1763, 15,5 × 8,5 cm STAGR B 717.
- Abb. 7 Votivbild aus der Kirche S. Callist in Brienz (1751). Die dargestellte Szene wird beschrieben: «Der Herr Joseph Ios von Trim(m)is, velcher ganz la(h)m an einem Fuos(s), hat sich auf Brienz lassen führen und durch Mari(a)e Fürbitt ist gesund worden. Er und seine Frau Elisabet(h) Chadientin (= Gradient) An(n)o 1751.» RM H 1969, 836.
- Abb. 8 Patenbrief für Leonhard Tieni in Trin (16. Dezember 1823), 21 × 21 cm, RM H 1985, 5.
- Abb. 9 Patenbrief von Michael Heinrich in Calfreisen für Johannes Heinrich (16. März 1864), herzförmiger Faltschnitt mit Deckfarbenmalerei von Peter Heinrich, 19 × 18,5 cm, RM H 1968, 643.
- Abb. 10 Gedenkblatt zum Namenstag der Majorin Maria Magdalena von Salis von Haldenstein (22. Juli 1827), gewidmet von Adeline K., Aquarell- und Deckfarbenmalerei, 22,5 × 19 cm, RM VII, 44.
- Abb. 11 Liebeszeichen in Kreisform von Christian Schmid in Castiel (2. Januar 1756), Faltschnitt mit Deckfarbenmalerei, Ø 32 cm, RM XI, 105.
- Abb. 12 Hochzeits- und Totengedenkblatt der Familie Johann Ardüser-Hosang in Chur, gezeichnet von Phil. Heinrich Matthey (August 1830), braune Tinte und weisse Deckfarbe, 42,5 × 32,5 cm, RM H 1975, 965.
- Abb. 13 Totengerzchen für Peter Anbass in Molinis (24. März 1848), gestiftet von seinem Paten Christian Basig, 17,5 × 21 cm, RM H 1968, 655.
- Abb. 14 Totenerinnerungsbild für Zeda Rupp von Valtanna (Gemeinde Says) vom 15. Mai 1836, gestiftet von Joos Meng, oberer Rand mit Nadelstichlungen, 22 × 18 cm, RM VI, 83 k.
- Abb. 15 Vorsatzblatt eines Gesangbuches von 1834, Neujahrsgeschenk des Jacob Mazott für sein Patenkind Menga Fimian in Pazen (1842), 19 × 12 cm, RM H 1984, 10.
- Abb. 16 Hirtenbrütsche der Alp Garveras mit den Namen des Alppersonals der Jahre 1947/48, 16,5 × 42,5 cm, RM H 1969, 963.
- Abb. 17 Schreibzeuggarnitur aus Zernez (1741), Einbaumkästchen aus Tannenholz mit Kerbschnitzerei, 6 × 26 × 11,4 cm, RM VIII, 143.
- Abb. 18 Inserat für Stahlfedern (Amtsblatt des Kantons Graubünden vom 23. Juni 1848).
- Abb. 19 Schiefertafelhausierer aus Glarus (Abbildungsnachweis: David Herrliberger, Zürcherische Ausrufbilder, hrsg. von C. Ulrich, Verlag Berichtshaus Zürich 1968).

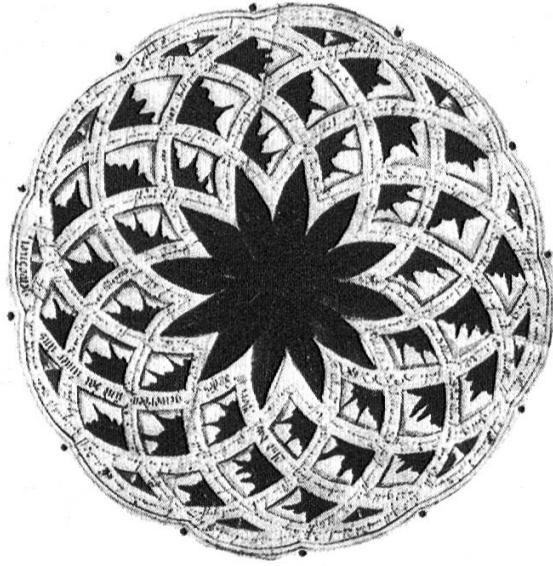


1



2



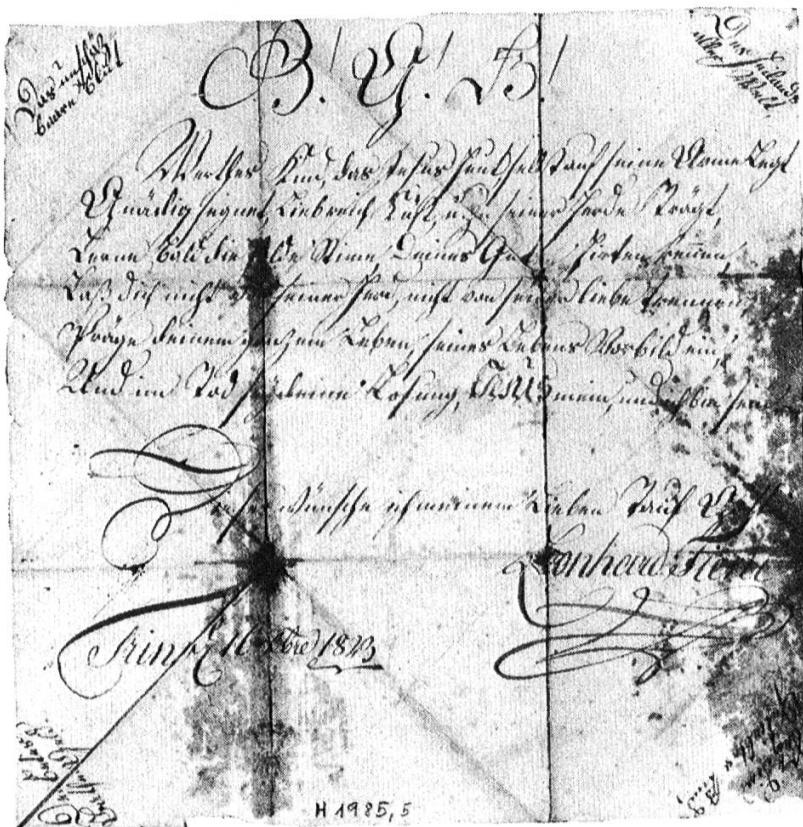


5

6



7



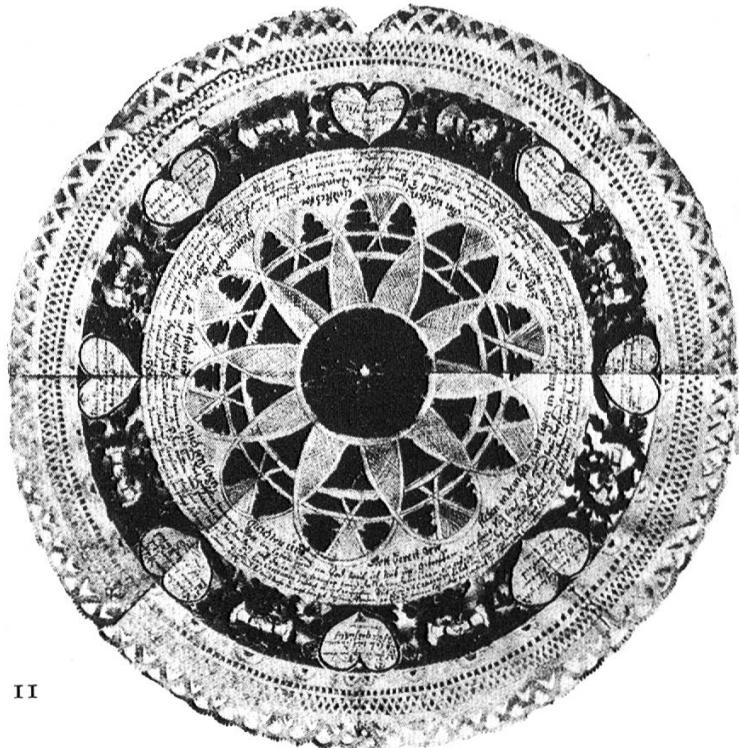
8



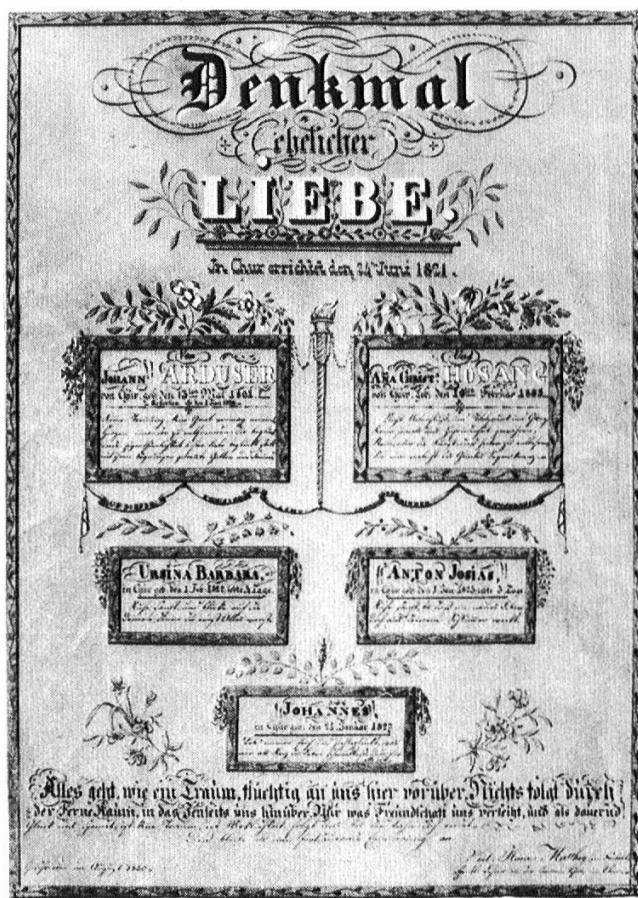
9



10



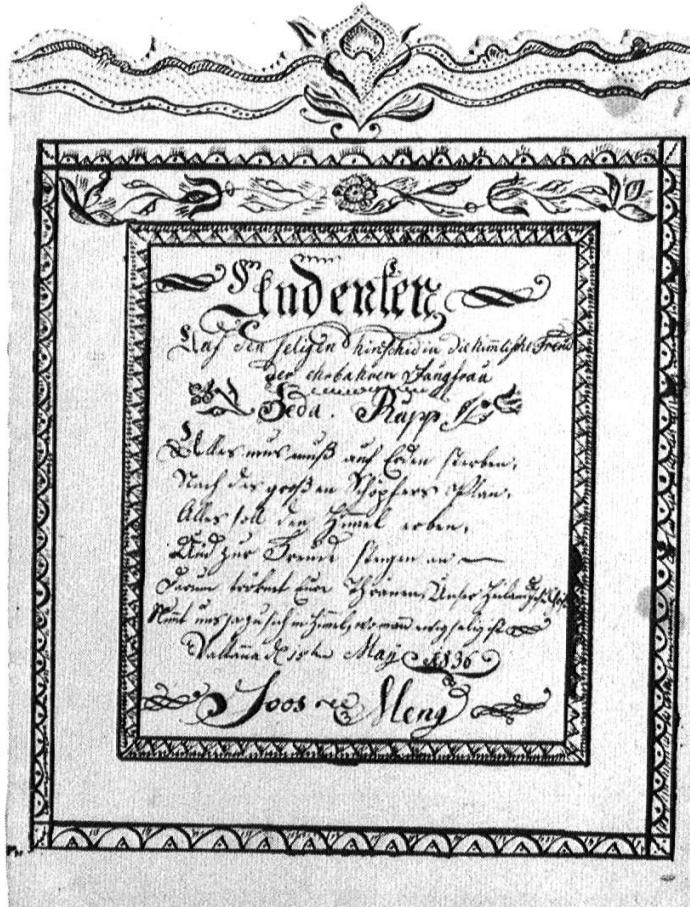
II



I2



13



14

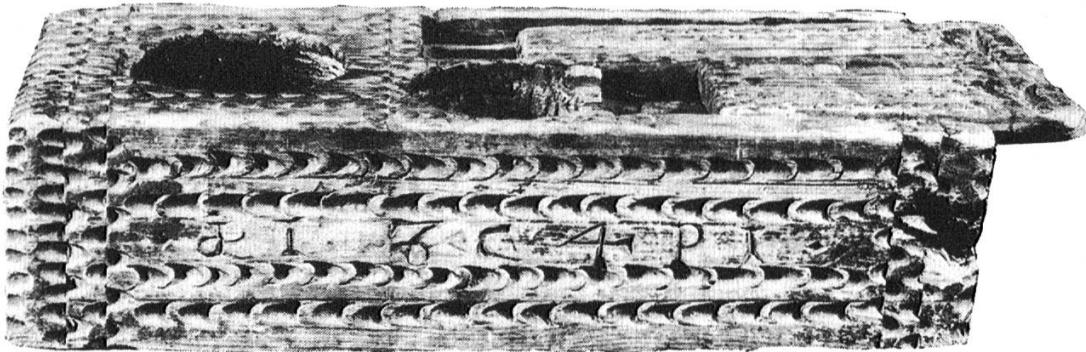


15



16

79



17

SCHUBERTH & Co. Stahlfedern

~~zu bedeutend ermäßigtten Preisen.~~



Doppel Concurrenz Kaiserfeder	per Dutzend	48 fr.
Superfeine Vorbfeder	=	36 fr.
fine Commercial and letters pen	=	24 bl.
Non plus ultra Federn, doppelgespitzt	=	24 bl.
Damenfeder	=	24 fr.
feine Schulfeder	=	30 fr.

Nebst verschiedenen andern Sorten vorrathig in der Grubenmann'schen Buchhandlung am Mezgerthor in Chur.

Druck und Expedition: Offizin von Friedrich Bassati

18



SCHRYBTOFEÄLÄ, SCHWYZER- THEE.

*Mich bringen über Land und See
Schreib-Tafeln samt dem Schweizer-Thee.*

19

80